UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

XXVII

Monsieur le Professeur mon cher Ami

Je profite de l'occasion pour vous faire mes remercimens, de ce que pendant mon absence vous avez eu la bonté de prendre soin de mes affaires, et de vous joindre à mes bons amis pour les protéger, mais je vous prie encore de recevoir mes plus sincères remercimens pour la bonté que vous avez eue de me donner avis de ce qui se passoit, et pour la peine que vous avez prise de m'écrire si souvent, et si amplement; je vous prie de croire que je suis très sensible à toutes les marques d'amitié que vous me donnez, et que je ne manquerai pas de vous en donner des preuves, lorsque l'occasion s'en présentera; Mon départ a été si précipité, que je n'ai pas eu le tems de vous écrire, et je ne le pouvois pas sans vous exposer à des chagrins, que je ne voulois pas vous causer, mais je vous prie de ne pas vous inquiéter de mon sort, car je ne crois pas que je sois en danger, et je ne manquerai pas de vous donner de mes nouvelles, aussitôt que je serai arrivé à Berne, ce que je crois devoir faire dans 8 ou 10 jours.

Berne ce 10te Juin 1749.

Votre très humble et très obéissant serviteur
Henzi
Cpt.

Nach dem Original auf der Stadtbibliothek Zürich.

Neujahrs-Blatt

der

Litterarischen Gesellschaft Bern

auf

das Jahr 1904.

Henzi und Lessing.

Eine historisch-litterarische Studie

von

Dr **Maria Krebs.**

69440
Zr 1 4 4 0

Bern
Buchdruckerei K. J. Wyß
1904.

LG39
.Y4

Neujahrs-Blatt

der

Litterarischen Gesellschaft Bern

auf

das Jahr 1904.

Henzi und Lessing.

Eine historisch-litterarische Studie

von

Dr **Maria Krebs.**

69440
21/4/06

Bern
Buchdruckerei K. J. Wyß
1903.

Lessing hat sich einmal in einem Brief an seinen Vater [1]) über die trockene Unfruchtbarkeit der Berliner politischen Zeitungen beklagt, die unter einer allzuscharfen Zensur stehend — den Neugierigen wenig Vergnügen bereiten könnten. Im Juli des Jahres 1749 kam jedoch in der Vossischen — damals Rüdigerschen — Zeitung eine Nachricht zur Veröffentlichung, die wohl geeignet war, das lebhafteste Interesse des Lesers zu erregen. Diesmal war nicht die Rede von dem gewöhnlichen Tagesklatsch, es handelte sich vielmehr „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und Freiheit", für die man eben in einem kleinen deutschen Freistaate auf Leben und Tod kämpfte. In Bern war eine Verschwörung der Bürger gegen ihre gnädigen Herren entdeckt worden, und durch Eilnachrichten aus der Schweiz wurde die „Vossische Zeitung" über den Fortgang der Geschichte auf dem Laufenden erhalten. Diese Nachrichten mußten die Gemüter mächtig erregen, bot sich doch das sonderbare Schauspiel, wie in einem Lande, das in den breiten Schichten der Bevölkerung wohl immer noch für das freieste galt, die freiheitlichen Bestrebungen, die sich damals überall regten und Kraft gewannen, mit Gewalt unterdrückt wurden. Die Schweiz hatte ja überhaupt in dem letzten Jahrzehnt an Interesse gewonnen: Man las Hallers Alpen und begeisterte sich für das freie, reine Gebirgsland, und mit gespanntem Interesse nahm die gebildete Welt an dem großen Kampfe teil, der zwischen Leipzigern und Schweizern geführt wurde. Umsomehr mußte das unerwartete Ereignis, das sich mitten im Herzen des besungenen und vielgepriesenen Landes begab, Bestürzung hervorrufen und allgemeine Teilnahme erregen.

Die Nachrichten in der „Vossischen Zeitung" lauteten zunächst sehr widersprechend.[2]) Von Bern aus wurde die Verschwörung als eine schreckliche, verruchte Tat aufrührerischer Rebellen dargestellt, während Nachrichten aus Basel die Sache in ein milderes Licht rückten. Als Führer der Verschwörung wurden in erster Linie der Stadtleutnant Sueter und ein gewisser Michaeli du Crest genannt, der als Aufrührer bereits in seiner Vaterstadt Genf und in Frankreich

[1]) Lessing (Hempel) 20 I S. 24. 1751, Febr. 8

[2]) Vgl. Lessing (Hempel) 11 II S. 440–463.

bestraft worden war. Erst am 17. Juli, nachdem die Angelegenheit schon seit einer Woche besprochen worden war, wurde unter den Anführern des Komplotts auch der Berner Samuel Henzi genannt, und fast gleichzeitig traf die Nachricht ein, daß er mit Wernier und Sueter zusammen zum Tode verurteilt und hingerichtet worden sei. Mit einem Mal schlug die Stimmung ganz zu Ungunsten der Berner um. Der Name Samuel Henzi hatte in den literarischen Kreisen einen guten Klang. Ihn, den bernischen Dichter, hatte kurz vorher (1747) Lange in den Horazischen Oden folgenderweise besungen:

„Die Musen gaben Dir ihr reines Spiel,
„Dein starker Schwung eilt zu der Sternenbühne,
„Ich greife auf der schwächeren Leyer nur
„Das Echo Henzischer Töne."

Die plötzliche Nachricht von der Hinrichtung Henzis, von seinem heldenhaften Tode erregte Mitleid und Bewunderung. Nun vernahm man auch, daß jenes Komplott harmloser Art gewesen sei, kein rebellischer Aufruhr mit mörderischen Zwecken, sondern vielmehr eine Stellung billiger Forderungen der unterdrückten Bürger an ihre ungerechten Herren. Frühere Nachrichten, daß die Verschwörung die Vernichtung der regierenden Familien und sogar die Zerstörung der Stadt zum Zwecke gehabt habe, wurden widerlegt und Henzi auf einmal zum Freiheitshelden und Märtyrer erhoben. Der Bericht einer bernischen Magistratsperson über den Hergang der Verschwörung, worin diese in roher Weise über den Untergang Henzis frohlockte (es heißt dort: „Mein größtes Vergnügen war, als ich das Haupt der Aufrührer, Henzi, bringen sah")[1], wurde in der „Vossischen Zeitung" einem andern Berichte aus der Schweiz gegenübergestellt, der von Henzi ein ungemein günstiges Bild entwarf. Man sprach von der hohen, außergewöhnlichen Geistes- und Herzensbildung des Mannes, von der Rede an das Volk, die man unter seinen Papieren gefunden, und die den schönsten Philippischen Reden eines Demosthenes und Cicero gleichzustellen sei, in der Person Henzis konzentrierte sich das Interesse.

Der junge Lessing, damals gerade in einer Periode innerer und äußerer Befreiung stehend, fühlte sich von dem Schicksal Henzis tief ergriffen, und so sehr begeisterte er sich für den schweizerischen Freiheitsmärtyrer, daß er den bernischen Aufrührer für würdig erachtete, zum Helden einer Tragödie erhoben zu werden. Die Frage aber, die sich uns in erster Linie aufdrängt, inwiefern sich Lessing in seiner Darstellung an die ihm zugekommenen Nachrichten hielt,

[1] Lessing, H. 11 11. S. 450. — Ein merkwürdiger Irrtum ist hier Henzis Biograph, Bäbler, begegnet. Er liest nämlich: (Bäbler, Samuel Henzis Leben und Schriften, Aarau 1880, S. 98) „Mein größtes Vergnügen war, als ich das Haupt des Anführers Henzi bringen sah." Das wäre in der Tat höchste Roheit!

läßt sich nicht ganz beantworten, da er nach seinem eigenen Zeugnis[1]) neben der „Vossischen Zeitung" auch mündliche Berichte benützte, die wir nicht kennen. Eher wird sich das Verhältnis von Lessings Darstellung zur historischen Wirklichkeit feststellen lassen. Zu diesem Zwecke aber ist ein Verweilen bei dem Leben und Wesen Henzis sowohl, wie eine Auseinandersetzung mit der historischen Frage der Verschwörung notwendig.

[1]) Vgl. Lessing. H. 8 S. 227 f.

I.

Henzi als Mensch und Dichter.

Der Name Samuel Henzi erinnert an eine recht trübe Seite bernischer Geschichte, an eine Zeit politischer Entartung. Die bernische Verfassung war das Muster der Aristokratie geworden: an einige wenige Familien war die Regierung übergegangen, und so wurde ein dem Namen nach freier Staat in Wirklichkeit vollständig beherrscht durch die willkürliche Regierung einiger kleiner Fürsten, Ihrer Excellenzen, der Herren von Bern. Wer nicht durch Heirat oder Protektion in die Regierung gebracht werden konnte, dem blieben die Staatsstellen für immer verschlossen.

Henzi war Bernburger;[1]) aber als der Sohn eines unbemittelten Pfarrers von Bümplitz gehörte er nicht den regimentsfähigen Familien an. Nachdem der talentvolle Knabe die städtischen Schulen durchlaufen hatte, wurde er 1715, vierzehn Jahre alt, an die Akademie promoviert; da er aber nicht zum Theologie-Studium bestimmt war, brachte ihn sein Vater noch im selben Jahre auf die Bureaux der Salzkammer. Hier zeichnete sich der junge Kopist durch Fleiß und Tüchtigkeit so sehr aus, daß er bald das volle Zutrauen seiner Vorgesetzten erwarb und ihm mit den Jahren die wichtigsten Arbeiten anvertraut werden konnten. So mußte er 1726 als stellvertretender Buchhalter die völlig verlotterte Buchhaltung wieder in Ordnung bringen, und 1729 erhielt er von der Regierung den Auftrag, für Auswechslung und Fortschaffung verrufener Münzen zu sorgen, von denen das Land überschwemmt war. Namentlich halfen ihm bei dieser Arbeit die Herren Wyttenbach und Kirchberger, in Wahrheit aber war es Henzi, der mit der ihm eigenen Tüchtigkeit in Finanzsachen das Werk gewandt vollführte. Trotzdem aber wurde ihm in Bern die verdiente Anerkennung nicht zu Teil, die man

[1]) Für das Folgende vgl. J. J. Babler, Samuel Henzis Leben und Schriften, Aarau 1880. Xavier Kohler, Les œuvres poétiques de Samuel Henzi, actes de la société Jurassienne d'Émulation, Porrentruy 1889. — R. R. Steicherm, Der Burgerlärm oder die sog. Verschwörung von 1749. Stadtbibliothek Bern. Mss. Hist. Helv. XIX 28.

ihm, dem Associé des berühmten Handelshauses Zäslin in Basel, in weitern Kreisen zollte. In seiner Vaterstadt nahm man Henzis Leistungen als etwas Selbstverständliches hin, ohne an gebührende Belohnung zu denken. Immer blieb das in Aussicht gestellte Avancement aus, so daß er sich 1730 entschloß, seine unbedeutende Sekretärstelle niederzulegen. Die Direktion wollte aber seine Demission nicht annehmen und bewog ihn durch neue Versprechungen zum Bleiben. Da aber die erwartete Beförderung wiederum ausblieb, legte er das Sekretariat definitiv nieder und blieb nur noch als „Buchhaltungs- und Wechselverständiger" ferner in der Salzkammer tätig. An seine Stelle aber kam ein Patrizier, der in kurzer Zeit zum Buchhalter avancierte. Inzwischen hatten sich Henzis Vermögensverhältnisse sehr günstig gestellt, was ihm in Bern den Neid vieler zuzog, ein Umstand, der ihm seine Stellung in der Vaterstadt nicht eben erleichterte. Dazu wurde sein Verhältnis zu der Direktion der Salzkammer mit der Zeit ein peinliches, da er einer Forderung des Hauses Zäslin wegen mit ihr in Konflikt geriet. Als Henzi aber vollends unberechtigter Weise für die Unordentlichkeiten eines andern in der Buchführung verantwortlich gemacht und zu einer gehörigen Geldbuße verurteilt wurde, zog er sich ganz von der Salzkammer zurück. Von nun an lag er seinen eigenen Geschäften ob und sah sich zugleich nach einem andern Berufe um. Seine neue Lebensstellung führte ihn von Bern weg. Henzi kaufte sich für die nicht unbedeutende Summe von 1600 L. eine Hauptmannsstelle in einem Staate, der mit Bern in keinem vertragsmäßigen Verbande stand, da in den kapitulierten Staaten der Zutritt zu Offiziersstellen nur Patriziern gestattet war. Er trat in die Dienste des Herzogs von Modena, der an dem spanisch-österreichischen Erbfolgekrieg teilnahm, und zugleich verschaffte Henzi, der immer in liebevoller Weise um seine Geschwister besorgt war, auch seinem Bruder Friedrich daselbst eine Leutnantsstelle. Aber das Glück war Henzi nicht hold. Das Verhalten Sardiniens und Englands hinderte die Operationen des französisch-spanischen Heeres in solchem Maße, daß der Herzog von Modena die Engagements mit den angeworbenen Offizieren aufheben mußte. Auch Henzi wurde entlassen und ihm nicht einmal der vertragsmäßig festgesetzte Halbsold ferner ausgerichtet. Freilich gab er seine Hoffnungen auf die modenesische Laufbahn noch nicht auf, und als später, 1745, die Österreicher aus Mailand vertrieben wurden und der Herzog von Modena wieder in sein Land zurückkehren konnte, versuchte Henzi in einem poetisch abgefaßten Briefe an die Herzogin seine Einbuße in Erinnerung zu bringen, aber ohne Erfolg; auch ein späterer Versuch, wieder in die Dienste des Herzogs einzutreten, mißlang.

Nachdem so die modenesischen Hoffnungen in die Brüche gegangen, kehrte Henzi nach Bern zurück, und es begannen für ihn Jahre reicher wissenschaftlicher und literarischer Tätigkeit. Denn trotz strenger Arbeit in seinem Berufe

war es Henzi doch gelungen, sich auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften so weit zu bringen, daß er sich den Gelehrten an die Seite stellen konnte. Er verfügte über eine großartige Belesenheit und festgegründete Kenntnisse auf dem Gebiete der Sprachen und der Geschichte. Der Berichterstatter der „Vossischen Zeitung" äußerte sich folgendermaßen über die Bildung Henzis[1]): „.... Er ver„stund nicht allein alle alten Sprachen, sondern er redete und schrieb auch mit „einer so großen Leichtigkeit Griechisch, daß zwei Bischöfe aus Griechenland, „welche unterschiedene Unterredungen mit ihm gehabt, versichert haben, daß sie auf „ihren Reisen in ganz Europa keinen seinesgleichen gefunden hätten. Er schrieb „gemeiniglich in dieser Sprache seine Briefe und Billets an seine Freunde, die „sie verstunden, wenn er sich gegen die Neugierigkeit versichern wollte. Er hatte „die Schriften des Demosthenes und Cicero wie aller andern großen Schriftsteller, „des Homers, Pindars, Virgils, Horazens, Milton's und Popens, nebst allen „guten französischen Schriftstellern im Gedächtnisse, daß er, was bei dem ersten „Aufschlagen des Buches am Ersten in die Hände fiel, auswendig sagen konnte. „Man wird sich weniger darüber verwundern, wenn man die Mühe weiß, die „er sich, ein von Natur eisernes Gedächtniß zu verbessern, gab. Schon vor mehr „als fünf Jahren hatte er in seiner Bibliothek mehr als 100 Excerpten-Bände, „die mit seiner eigenen Hand geschrieben waren und von Allem, was er gelesen „oder bei dem Lesen gedacht hatte, unter gewissen Titeln einen Auszug enthielten. „Er war gewohnt zu lesen, um Gelegenheit zum Denken zu haben, er commen„tirte daher meistentheils alle Schriftsteller bald in Versen, bald in Prosa, und „gemeiniglich in der Sprache, worinne das Buch, welches er las, geschrieben „war. Er besaß eine ganz außerordentlich lebhafte Einbildungskraft. Er hatte „die allerprächtigsten und leichtesten Bilder ohne Mühe, und alles, was er schrieb, „war voll von den feurigen Zügen, die die Merkmale einer großen Seele sind. „Er war ein genauer Beobachter Alles dessen, was ihm unter die Augen kam, „und hatte deswegen beständig eine Schreibtafel bei der Hand. Er bemerkte „darinne die Gedanken, die ihm eingefallen, nur mit einem Worte, und wenn „er nach Hause kam, erweiterte er sie vermöge seiner bewundernswürdigen Leichtig„keit etwas aufzusetzen. Er hatte sich also ein Magazin von unzähligen Sachen „gemacht, welche nicht ein unnützer Mischmasch, sondern sowohl für ihn als für „viele rechtschaffene Gelehrte sehr wichtig und Gold in der Hand eines großen „Künstlers waren. Er drückte sich im Deutschen und Französischen sehr schön „aus; er schrieb in diesen beiden Sprachen mit vieler Fertigkeit, und ein so ur„sprüngliches und erhabenes Feuer der Einbildungskraft, für welches er leicht „einen Platz unter den grossten Schriftstellern ..... würde gefunden haben, be-

[1]) Lessing, H. 11 II 455 ff.

„weisen dieses. Aber er wollte und konnte nicht seine Aufsätze lange umarbeiten „und von Neuem durchsehen ..... Zu diesen großen Talenten seines Verstan„des gesellten sich in ihm alle große Eigenschaften des Herzens. Er hatte eine „große und wohleingerichtete Seele, welche über den Kummer des Privatlebens, „über die Verdrießlichkeiten des öffentlichen Lebens erhaben war. Ohngeachtet „der Händel, welche man ihm machte und ohngeachtet seiner häuslichen Ver„drießlichkeiten hatte er allezeit ein fröhliches und heiteres Angesicht und ein „sich immer gleichendes Gemüth, welches geschickt war, diejenigen zu trösten, „welche Trost nöthig hatten. Stets hatte er die großen Exempel vor Augen, „deren Geschichte er gelesen und überdacht hatte, und er war sehr bekannt mit „den Maximen der Sittenlehre, welche er in Versen oder in Prosa gelesen oder „selbst ausgedrücket, und von welchen er gezeigt hatte, daß sie einen Einfluß in „seiner ganzen Aufführung hatten, und daß er auch seine geringsten Handlungen „danach einrichtete ....."

Mag auch dieses im Tone höchster Begeisterung gehaltene Urteil etwas übertrieben sein, so zeigt es doch, wie hoch seine Zeit Lenzi als Gelehrten, Dichter und Menschen stellte. Übrigens wurde ihm auch in Bern nach seiner Rückkehr aus den modenesischen Diensten mehr Anerkennung zu teil. Lenzis Ansehen wuchs zusehends in der Vaterstadt: Er ward der Lehrer des bekannten Mathematikers Samuel König und der geistvollen Julie Bondeli, die — wie Eduard Bodemann sich ausdrückt[1]) — Lenzi „ihre rege Teilnahme an allem Wissenswerten, das Verständnis des Altertums und einen freiern geschichtlichen Blick" verdankte. Zugleich gaben die literarischen Zustände in Bern Lenzi Gelegenheit, in das geistige Leben seiner Vaterstadt einzugreifen. Auch die Berner nahmen nämlich an den literarischen Strömungen der Zeit teil, oder sie hatten doch wenigstens den guten Willen mitzumachen, wenn auch dabei betrübt wenig herauskam. Selbstverständlich stand Bern nicht auf der Seite Zürichs. Von dem Augenblicke an, da Gottsched und die Zürcher sich trennten, wurden die Berner getreue Anhänger des Literaturdiktators von Leipzig. Schon in den 20er Jahren war in Bern das Freitagsblättlein,[2]) eine moralische Wochenschrift in der Art der zürcherischen Discourse der Mahlern unter der Leitung Professor Altmanns[3]) herausgekommen. Das Blättlein hatte aber nur zweijährigen Bestand, und noch kurzlebiger waren zwei spätere Versuche Altmanns, das Freitagsblättlein in den Jahren 1734 als „teutscher bernischer Spectateur" und 1740 als „Brachmann"

[1]) E. Bodemann, Julie v. Bondeli, Hannover 1874, S. 5.

[2]) Vgl. Berner Taschenbuch auf das Jahr 1903, meine Arbeit über das Berner Freitagsblättlein.

[3]) Vgl Neujahrsblatt der literar. Gesellschaft Bern auf das Jahr 1903, Dr. R. Fischer Joh. G. Altmann.

neu aufleben zu lassen.[1]) In der letztern Zeitschrift aber dokumentierte Altmann öffentlich seine literarische Richtung dadurch, daß er den „Brachmann" Gottsched und seiner Frau widmete. Durchaus auf Gottschedischen Bahnen wandelte auch die 1739 von Gabriel Hürner, Pfarrer an der Nydeckkirche in Bern, gegründete deutsche Gesellschaft. Diese Gesellschaft aber, die mit dem „Brachmann" nicht in direktem Zusammenhange stand, obschon Altmann auch ihr Mitglied war, fristete ein recht kümmerliches Dasein. Es scheint eben in Bern der Boden für solche literarische Unternehmungen nicht geeignet gewesen zu sein. Das französische Wesen herrschte viel zu sehr, als daß die puristischen Bestrebungen der deutschen Gesellschaft hätten Anklang und Verbreitung finden können. Überdies fehlte es auch in diesen Dingen in Bern an der nötigen Freiheit.[2]) So waren denn auch die Errungenschaften der deutschen Gesellschaft recht klägliche. Gottsched dachte sogar daran, seine lebensschwache Gemeinde etwas zu stärken, und er war auf dem Punkte, einen gewissen Magister Steinauer nach Bern zu schicken, damit dieser daselbst durch Collegia privatissima die deutsche Sprache heben sollte. Gegen diese deutsche Gesellschaft, die sich in lächerlichem, fruchtlosem Purismus und moralischem Klatsch erging, traten Lenzi und sein Freund König auf. Sie sahen die Untüchtigkeit der „teutonischen Gesellschaft" klar ein, die, nach einem Ausspruche Königs, in einem traumlosen Schlafe hindämmerte, und deren Tätigkeit im Abhalten von Versammlungen, Tee trinken und in der Bewunderung Gottschedischer Werke bestand. Immerhin aber erschienen den beiden Freunden die Bestrebungen der deutschen Gesellschaft doch nicht ganz unbedenklich, da sie in dem lappischen, übertriebenen Purismus geradezu eine Gefahr für die lebende deutsche Sprache sahen. So bildete sich unter ihrer Leitung die „Fronde", die in Bodmerschem Sinne die Teutonen oder die „Ligue" bekämpfte. Lenzi selbst, der durch Samuel König mit Bodmer bekannt gemacht worden war und sich mit ihm befreundet hatte, bot sich diesem als Mitkämpfer gegen die Gottschedianer an: ..... „Ich „will — schrieb er 1743 an Bodmer[3]) — gar gerne helfen, seinen obersten Priester „inful- und scepterlos zu machen; allein meine Geschoß werden nur schwache „Schleebüxen sein und unter dem Carthaunendonner Ew. Hochedl. und anderer „gelehrter Männer wenig Knallens und Platzens machen. Jedennoch vaille qui „vaille. Ich will mich, so gut ich kann, mit Kohlblättern beschilden und mit „Schilfen beispießen (sit venia verbis), wie jener ehrliche κραμβο- oder πρασσόφαγος „unseres lieben Sabelhansen und in Streit ziehen ἀλλ' οὐκ' ἐν προμάχοις, sondern

[1]) An den Versuchen, eine neue moralische Wochenschrift zu gründen, war auch Haller beteiligt. Vgl. Hirzel, A. v. Haller. S. CXLIII.

[2]) Vgl. Mörikofer, die schweizerische Literatur des XVIII. Jahrhunderts. Leipzig 1861. S. 11. Ausspruch Prof. Lauffers über die unfreien Zustände in Bern

[3]) Abgedruckt bei Babler, S. 16

„ich mich fein post principia ſtellen wie der bedächtliche und fürſichtige Thraſo, „allein dorten will ich hernach thun, was ich kann."

So trat alſo Lenzi offiziell in die Kampfreihe der Zürcher ein, was um ſo auffallender iſt, als ſeine Waffen durchaus nicht der Bodmer-Breitingerſchen Rüſtkammer entnommen zu ſein ſcheinen: Lenzi ſchreibt franzöſiſch, ein leichtes und möglichſt reimreiches Franzöſiſch, und die einzige Tragödie, die er geſchrieben, iſt in grundfranzöſiſchem Stile gehalten und in gereimten Alexandrinern abgefaßt.

Zunächſt griff die Berner-Fronde die teutoniſche Geſellſchaft in recht geiſtreichen Satiren an, von denen die eine, «Le salmis», von Lenzi und König abgefaßt, ſich über die mühſamen Anſtrengungen der ligueurs, das Wort salmis zu überſetzen, luſtig macht. In Verzweiflung über die nutzloſen Anſtrengungen ruft die unglückliche Geſellſchaft dort ihren Meiſter Gottſched in folgenden Worten an:

„Aide nous, Teutoboc, sois notre Apollon
„Que par toi subjugué *Salmis* change de nom".

Da aber alle Mühe umſonſt, ſo ſucht man den Ärger in materiellem Genuſſe zu erſticken:

„On fait de grands efforts, on redouble ses vœux,
„Le Salmis se défend, mais on n'en boit que mieux...
„Puis, s'assemblant dix fois pour le même sujet,
„Où chacun, tour à tour, fût maistre Robinet,
„On voulut inventer, mais on ne fit que boire,
„Oubliant très souvent de songer au grimoire.
„Du moins est-il très sûr, que faute d'un avis,
„Le Public nomme encore ce bon ragoût *Salmis*." [1])

Dem Spott der Fronde gegenüber ſuchte die Ligue ſich wieder etwas zu ſtärken, und ſo ging denn die kleine literariſche Lokalfehde weiter, bis im Jahre 1744 ein politiſches Ereignis in den Vordergrund trat und den literariſchen Kampf unterbrach. Einige angeſehene Bürger Berns wollten der Regierung eine von Jakob Sinner verfaßte Bittſchrift einreichen, um für den Zutritt aller Bürger zu Amt und Einkommen zu petitionieren. Die Sache wurde aber verraten, noch ehe das Memorandum eingereicht werden konnte, und die Beteiligten traf harte Strafe: Einige wurden auf 10, andere auf 5 Jahre verbannt. Zu den erſtern gehörte Samuel König, während Lenzi nur fünfjährige Verbannung erhielt, da er bei den Beratungen der Denkſchrift zwar zugegen geweſen war, ſich jedoch nicht für Unterſchriften bemüht hatte. Über dieſen Vorfall ſchrieb Lenzi an ſeinen Freund Bodmer am 21. Auguſt 1744,[2]) trotz allem Mißgeſchick, den guten Humor nicht verlierend: „Ihnen wird nicht unbekannt ſein, welch ein gräßliches Unge„witter vor etwas Zeits auf der See unſeres bürgerlichen Lebens entſtanden;

[1]) Abgedruckt bei Bäbler, S. 14
[2]) Abgedruckt bei Bäbler, S. 19.

„denn zweifelsohne werden meine Freunde, die Herren König, zu Zürich die Be-
„schreibung dieses ouragans gemacht haben. Der Leviathan der Staatskunst,
„welcher unser etliche verschlungen, hat sie in Holland, mich aber allhier in
„Neuenburg, an dem angenehmen Gestad des Sees, ausgespien. Mich über-
„läuft immer ein kalter Schauer, wenn ich an die himmelhohen Wellen gedenke.
„Da hieße es wohl:

„Hi summo in fluctu pendent, his unda dehiscens
„Terram inter fluctus aperit, furit aestus arenis."

„Bald hube uns der Sturm dem Atlas in seinen beeisten Bart; bald aber
„sanken wir wieder bis in Plutons Staatscabinet hinunter; das politische Meer
„feudete wie Töpfen und ward wie ein Kessel, darin man Salbe menget. Jeden-
„noch kann ich von uns allen ohne Ruhm melden: nobis robur et aes triplex
„circa pectus erat; et siccis oculis videbamus monstra natantia, si fractus illapsus
„fuisset orbis, impavidos percussisset ruina."

In Neuenburg kam nun Henzis wissenschaftliche und literarische Tätigkeit vollends in Fluß. Er lag historischen Studien ob, und in der Poesie suchte er sich die Sorgen der Verbannung vom Haupte zu verscheuchen. Die Resultate seiner reichen literarischen Tätigkeit während des Neuenburger-Aufenthaltes kann ich hier nur erwähnen.[1] Henzi wurde Redaktor des «Mercure Suisse», eines „Provinzialreichsanzeigers, der monatliche Übersichten über die Begebenheiten an den Höfen und auf den Kriegsschauplätzen brachte", und Mitarbeiter am «Journal Helvétique». Daneben gab er seine «Amusemens de Misodème» und später die «Messagerie du Pinde» heraus. Auch jetzt noch führte er den Kampf gegen Gottsched tapfer weiter, immer noch in französischer Sprache. Er selbst gestand, daß er keine Sprache minder verstand, als das Deutsche,[2] wogegen er sich im Französischen mit Kraft und Leichtigkeit ausdrückte. Er wurde deshalb auch von französischen Kritikern gewürdigt, und es wird mitgeteilt, daß de Vertmont und Chassonville sich aussprachen, „Henzis französische Sprache sei wie ein Herkules, welcher schon in der Wiege Schlangen erdrückt habe, nun aber trete sie riesenmäßig ins Feld". Es ist somit auch zu begreifen, daß er das Französische in seinen Schriften beibehielt. Politische Gedichte und Satiren, die die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz behandelten, kritische Stücke, Oden, Kantaten, Potpourris, Echos, Contes, Fabeln und Sonette enthielten die Blätter des Misodème und der Messagerie du Pinde, die er in zwanglosen Heften herausgab. Überall in diesen Dichtungen zeigt sich Henzis Vorliebe für Eleganz der Form und Klang

[1] Näheres über das dichterische Schaffen Henzis bei Bäbler, S. 20–81 und H. Kohler, S. 56–88.

[2] In einem Briefe an Bodmer von 1744.

der Sprache, was ihn freilich nicht hinderte, in einem wohlgereimten Sonett Lange zuzujubeln, daß er es gewagt habe, das Joch des Reimzwanges abzuschütteln. Gegen Gottsched und dessen Gesinnungsgenossen kämpfte er – besonders in den geistreichen Satiren des Misodème – fröhlich weiter, und wenn dies auch nicht immer im feinsten Tone geschah, so wissen wir, daß dies in der Natur des Streites lag und dem Geschmacke der Zeit entsprach. So verweist Henzi zum Beispiel die Herren Krämer, die Papier zu kaufen wünschen, nach Leipzig: «Vous y trouverez des tas d'Ecrits Modernes aussi poudreux qu'un Vain-«queur de Pise au bout de la carrière. On vous les vendra par Livres, à la Toise, «par Pieds Quarrez ou Cubiques come vous voudrés . . . .»[1]) Oder er sucht die Gegner durch eine satirische Wendung zu verspotten. So zum Beispiel entschließt sich Misodème, unter die schlechten Dichter zu gehen und verbindet sich zu diesem Zwecke mit den Gottschedianern. Auch an harmlosen Neckereien fehlt es nicht. Henzi liebt es, sich über die Einbildung gewisser Dichterlinge lustig zu machen; als Beispiel mag folgendes Epigramm dienen:

„Certain Poëtereau me dit pour me honnir:
„Orphée animoit tout, et tu me fais dormir!
„Cette incomparable antithèse
„Du grand chantre Orphée et de moi
„Au savant auteur ne déplaise,
„Ici n'est pas de bon-alloi,
„Orphée animoit bien les chênes, les Platanes
„Mais jamais on a dit qu'il évailla les Anes."[2])

Im allgemeinen aber blieb Henzi in seinen polemischen Dichtungen immer seinem Programm treu, Satiren zu dichten ohne Bitterkeit und Gehässigkeit. Der Misodème sollte ein Spiegel sein, worin jeder seinen Nachbarn zu sehen glaubt, wenn er sein eigenes Bild erblickt. Die Fabeln sind leicht und anmutig, die Pointe fehlt nie, oft wird auch die Moral am Schlusse ausgesprochen; die Erzählungen sind liebenswürdig und witzig, und was ich davon zu Gesicht bekam, war frei von der Frivolität der Gellert-Lafontaineschen Fabeln und Erzählungen. Angeregt durch die Eneide travestie Scarrons schrieb Henzi auch eine Travestie einiger Gesänge der Ilias. Er folgte darin ziemlich knapp dem Original; von Marivaux, der in weit ausführlicherer Weise den Homer travestierte, scheint er durchaus nicht beeinflußt gewesen zu sein. Die Anregung zu der Homertravestie hatte er wohl bei Scarron, den er auch sonst nachahmte, gefunden; doch mochte ihn — wie Bäbler richtig bemerkt — auch die trostlose Trockenheit der Gottschedschen Schule, die jene Aeneis-Übersetzung des Christoph Schwarz gezeitigt hatte, zu einem Gegenstück anregen. — Ein episches Gedicht, worin Henzi den literarischen

[1]) Abgedruckt bei Bäbler, S. 24.

[2]) Mitgeteilt bei H. Kohler.

Streit behandeln wollte, blieb unvollendet, wogegen seine Satire auf den Großen von Leipzig, „Strukaras", von Bodmer verdeutscht und in der „Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften" veröffentlicht wurde.

Die schriftstellerische Tätigkeit Henzis blieb nicht ohne Erfolg. Ich habe bereits jene Ode erwähnt, in der Lange den Dichter besang, und auf das Urteil französischer Kritiker hingewiesen. Daß es aber sogar im Bernerlande, wo Henzis Schriften keinen Absatz fanden, Menschen gab, die von seiner Poesie hoch dachten, mag ein Brief des Herrn Steiger von Allmendingen an Albrecht von Haller beweisen.[1]) Wir lesen dort: «Savés vous que nous avons un poëte «Suisse naissant à Berne qui commence à faire du bruit. Il est vrai que le poëte «naissant est actuellement à son dixième lustre. Mais il ne laisse pas que d'avoir «tout le feu et tout le sel d'un âge plus jeune, c'est dommage que la muse soit «tout Françoise et que ses Bon Mots les plus vifs, ses Epigrammes les mieux «tournées soient tous au dépens des Alliées et à la gloire de la France. C'est «Mr. *Henzi, l'Exilé* qui emploie son séjour de Neufchatel ..... Le Henzi monte «à pas précipités sur le sacré Mont et je vous assure qu'il a fait une Ode adressée «à Mr. de Belle-Isle et une autre au Maréchal de Saxe dont peut etre Voltaire «ne se ferait point de deshonneur. Je suis encore à comprendre où il a pu «appendre (sic) tant de français et le (sic) fin de la langue même pour ne pas «faire naufrage contre l'ecueil d'une Ode ..... Ses epigrammes en grand nombre, «toutes au désavantage des Alliées sont d'une véritable Burlesque P. E.:

„Brown va faire danser la France
„Il commence la Menuet,
„Mais sentant trembler le Jarret
„Il ne fait que la reverence.

«Il ne faut pas consumer beaucoup d'huile pour faire ces vers là. Mais ils «sont legers badins et tels que les Allemands en vingt siecles d'ici ne feront «jamais. Je suis au reste bien aise que ce ne soit qu'un Bernois exilé qui fasse «ces vers là, car à Berne ils ne seroient pas soufferts.» — Mit seinen Oden aber hatte der bernische Dichter sich sogar die Anerkennung Friedrich des Großen erworben.

Indessen hatte Henzi gerade während seines Neuenburgeraufenthaltes schweres Herzeleid zu ertragen und bittere Erfahrungen durchzumachen. Zweimal kehrte in dieser Zeit des Exils der Tod in seiner engsten Familie ein. Nachdem nämlich Henzis erste Gemahlin, Rosa Wernier, die Mutter seiner beiden ältern Söhne, Rudolf und Karl, im Jahre 1738 gestorben war, hatte er sich 1740 in zweiter Ehe mit Katharina Malacrida, einer verwitweten Wyttenbach, verheiratet. Die beiden Kinder dieser zweiten, ebenfalls sehr glücklichen Ehe, Alexander

[1]) Mitgeteilt bei Babler S. 79 f. Der Brief ist datiert vom 29. Juli 1747.

und Emanuel, wurden Henzi während seines Exils durch den Tod entrissen, und er litt sehr unter diesem Schicksalsschlage. Daneben aber trafen ihn auch neue bittere Kränkungen von Außen und zwar von Seiten der bernischen Regierung. Unter dem Mißglücken des modenesischen Unternehmens und der langen Abwesenheit von Bern, unter den weitgehenden Unterstützungen seiner Geschwister und den vielen Auslagen, die ihm seine literarische Tätigkeit verursachte, hatten nämlich Henzis ökonomische Verhältnisse bedeutend gelitten, und dies machte sich um so empfindlicher fühlbar, als seine Schuldner, die teilweise auch zu den Vornehmen gehörten, sich nicht bemüssigt fühlten, den Verbannten zu bezahlen. So kam es denn, daß Henzi, wohl in momentaner Geldverlegenheit sich befindend, nicht imstande war, die seinem Bruder geleistete Bürgschaft für ein beim Armenfonds in Bern aufgenommenes Kapital von 5000 ℔ zu entrichten. Umsonst bot Henzi sein steinernes Haus an der Klostergasse Ihren Gnaden zum Kaufe an; sein Gesuch wurde abgewiesen, das Haus auf die Gant gebracht, vom Rate weit unter dem Werte für 8000 ℔ gesteigert und zur Wohnung eines Provisors (Lehrer an der Literarschule und zugleich Geistlicher) bestimmt (1746). Auf geschickte Weise wußte man dann die Forderung an Henzi durch Hinzufügen der Unkosten und alter Schulden seines Vaters dermaßen zu steigern, daß der Verbannte auch nach der Vergantung seines Hauses der Schuldner des Staates blieb. Seine Appellation an „Ihr Gnaden weltberühmte Großmut" und die Bitte, das um 3000 ℔ zu niedrig gewertete Haus etwas höher anschlagen zu wollen, blieben ohne Erfolg. Endlich sah sich Henzi auch genötigt, sein schönes Gut im Bremgartenwald, die Drakau, mit bedeutendem Verluste zu verkaufen, da er nicht imstande war, aus der Entfernung seine Interessen zu wahren. So war durch die Ungunst der Verhältnisse mit der Zeit Henzis einst bedeutendes Vermögen dermaßen dezimiert worden, daß er außer den 30000 ℔ Weibergut seiner ersten Gemahlin, Tochter des wohlhabenden Inselchirurgen und Schwester des Kaufmanns und des Spitalchirurgen Wernier, wohl beinahe nichts mehr besaß, während sich seine Familie im Frühjahr 1748 durch die Geburt seines letzten Sohnes Ludwig wiederum vergrößerte.

Indessen lief die Zeit der Verbannung ab. Henzi wurde, freilich nicht als erster unter den Verurteilten, begnadigt. Er freute sich ganz besonders darüber, daß die Begnadigung einstimmig beschlossen worden war, und gerne kehrte er im Sommer 1748 wieder nach Bern zurück; denn trotz der Verbannung, trotz den bittern Erfahrungen, die er gemacht, hing Henzi immer mit Liebe an seiner Vaterstadt, wenn er auch die Übelstände in der Regierung einsah. Als Samuel König, der mit Henzi die Verbannung teilte, nach Franeker zog, küßte er den holländischen Boden und rief aus:[1]) „Adieu Bern, Palast der Reichen; adieu

[1]) Brief Königs an Bodmer, 1. Januar 1745.

Bern, Spital der Bettler; adieu Bern, Zuchthaus der ehrlichen Leute!" Henzi aber pries in wohlklingenden Versen die Vaterstadt, die ihn verstoßen, deren Wohl ihm aber immer am Herzen lag. Freilich sollte sich seine Liebe zur Vaterstadt in anderer Weise äußern, als man es von einem getreuen Burger Berns erwartete.

Als Henzi nach Bern zurückgekehrt war, wurde er in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit zum Unterbibliothekar ernannt. In dieser Stellung beschäftigte er sich hauptsächlich mit dem ziemlich reichen altfranzösischen Material der Bibliothek, wo er sich ein «antrum musarum» zu gründen hoffte, und er förderte und bereicherte die Bibliothek nach Kräften. Aber schon nach einem Vierteljahre gab er die Stelle wieder auf, da er trotz seiner Tüchtigkeit keine Aussichten auf die erhoffte Oberbibliothekarstelle hatte, die dann einem jungen Patrizier zufiel. Neue Hoffnungen auf modenesische Dienste gingen neuerdings in die Brüche, und so bemühte er sich um eine Stelle als interprète oder sous-interprète bei der französischen Gesandtschaft in Solothurn und ließ sich zu diesem Zwecke im Januar 1749 einen Paß für die Reise nach Paris[1]) ausstellen. Henzi hat die Reise nicht mehr unternommen, das Jahr 1749 brachte ihm den Tod.

Bevor ich jedoch auf jene für Henzi so verhängnisvolle Verschwörung eintrete, möchte ich doch noch bei einer Dichtung Henzis verweilen, die in seinem letzten Lebensjahre entstand; denn auch jetzt war Henzi neben seiner beruflichen Tätigkeit unablässig wissenschaftlich und schriftstellerisch tätig. Er beschäftigte sich erfolgreich mit antiquarischer Forschung, für die damals der Zinn erwachte,[2]) und zugleich arbeitete er an einem größern poetischen Werke, das wohl auch die meistgenannte der Henzischen Dichtungen ist, an der Tragödie «Grisler[3]) ou l'Helvétie délivrée». So wenigstens nannte der Dichter selbst seine Tragödie, als er am 10. Oktober 1748 seinem Freunde Bodmer mitteilte, er habe sich an ein Trauerspiel gewagt, das er in ein paar Tagen zu vollenden hoffe. Bodmer war von dieser Nachricht aufs höchste überrascht: „Welches Phänomen, — „schrieb er an Henzi — daß Misodème, daß der beißende Epigrammendichter eine „Tragödie schreibt! Ist er denn in alle Sattel zu springen geschickt? Was vor „ein Sprung vom Homère travesti auf Guillaume Tell und Grisler ..... Sie

[1]) Bernerstadtbibl. Mss. Hist. Helv. XIV. 76.

[2]) So wurde Altmann 1725 in die Waadt geschickt, um ein Verzeichnis von in Privatbesitz sich befindenden römischen Münzen aufzunehmen. — Im Sommer 1748 fand Henzi auf dem Worblaufenfelde einen römischen Mosaikboden auf, ließ ihn dann aber zudecken, um ihn erst nach der Ernte zu heben. Da kam die Katastrophe dazwischen und der Mosaikboden wurde niemals mehr aufgefunden. (Mitgeteilt von R. R Setzcherm.)

[3]) Der Name Grisler erscheint zum erstenmal in Etterlins Chronik (gedruckt 1507); von da an hielten sich beide Namen, Geßler und Grisler, neben einander bis auf Schiller

„haben hier Gelegenheit, schöne sentimens von Freiheit, Gerechtigkeit und „Großmut anzubringen, (echt Bodmerisch!) ohne daß Sie in Gefahr gerathen, „proscribiert zu werden." [1]) An anderer Stelle aber sprach er die Befürchtung aus, daß Henzis Tragödie nur eine «rapsodie von déclamations en forme de dialogue» [2]) werden könnte. In der Tat mußte diese plötzliche Umkehr des geistreichen Satirikers zur Tragödie überraschen. Was jedoch den Stoff der Tragödie betrifft, so dürfen wir uns über die Wahl Henzis nicht wundern. G. Tobler weist in seiner Arbeit über Bodmers politische Schauspiele [3]) darauf hin, wie nahe die Geschichte Wilhelm Tells den Dichtern des 18. Jahrhunderts liegen mußte. In der Zeit, da auf allen Gebieten freiheitliche Ideen erwachten und nach Leben rangen, erinnerte man sich gerne der alten Freiheitshelden, und in dem Jahrhundert der Aufklärung wagte man sich kritisch an die Tellsage heran. „Da wandten sich die Dramatiker dem schwei„zerischen Tyrannenmörder zu und machten ihn zum Träger modern freiheitlicher „Ideen und lieferten, indem sie den idealen Gehalt der herrlichen Überlieferung „in ein glänzendes Licht zu stellen sich bestrebten, eine Gegenleistung zu den „negativen Resultaten der Kritik; der erste, der mit einer durchaus eigenartigen „Auffassung die Tellengeschichte dramatisch behandelte, war der Berner Samuel „Henzi." Und Henzi mußte die Tellengeschichte ganz besonders am Herzen liegen, trat er doch selbst unerschrocken für die Freiheit seiner Vaterstadt ein. Sein Biograph Bäbler spricht zwar der Tragödie jeden innern Zusammenhang mit der politischen Bewegung ab, jedoch sind die Gründe, die er dafür angibt, nicht überzeugend. Es ist nämlich deshalb so schwer, in der Frage, ob Henzis Tragödie ein Tendenzdrama sei oder nicht, zu entscheiden, weil wir über die Identität des Stückes heute nicht im Klaren sind. Die vorliegende Tragödie ist erst im Jahre 1762 anonym im Druck erschienen unter dem Titel: «Grisler ou l'ambition punie, Tragédie en cinq actes» (8°, 77 Seiten). Im 18. Jahrhundert schrieb man die Tragodie ohne weiteres Henzi zu, und in der Tat finden sich jene von Henzi an Bodmer mitgeteilten Stellen in der gedruckten Tragodie vor. Es wird aber berichtet, [4]) daß das Stück auf Pfeffels Betreiben von Saurin zum Druck überarbeitet worden sei, und es bleibt nun die Frage, wie viel es dabei von seiner ursprünglichen Fassung einbüßte. Rochholz [5]) und Setscherin stellen die Autorschaft

[1]) Brief vom 18 Dezember 1748, abgedr. bei Bäbler S. 77 ff.

[2]) Bodmers Denkschrift, Zürich 1900, G. Tobler, Bodmers politische Schauspiele, S 145.

[3]) Ebenda.

[4]) Erich Schmidt, Lessing I S. 211

[5]) Rochholz, Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Heilbronn 1877. S. 230—245 Bei dieser Ausführung beruft sich R auf eine Arbeit des R R. Setscherin in den Blättern des Berner Lit. Vereins, die mir aber leider nicht zugänglich waren.

Henzis außer allen Zweifel, während G. Tobler der Ansicht ist, daß sich die Frage nicht entscheiden lasse, ob «Grisler ou l'ambition punie» mit Henzis Tragödie «Grisler ou Helvétie délivrée» oder — wie Henzi sie an anderer Stelle nannte —, «Grisler ou la liberté conservée» identisch sei. Bäbler glaubt, daß einiges, besonders ein Monolog Tells am Schlusse des Stückes, in dem freiheitlich humanistische Ideen des 18. Jahrhunderts zum Ausdruck gelangen, später hinzugefügt worden sei, und meint auf diese Weise die dramatische Einheit des Stücks und die politische Ehre Henzis retten zu können; jedoch gelingt es ihm nicht, seine Behauptung zu beweisen. Bodmer selbst spricht an zwei Stellen ausdrücklich von den «sentiments de liberté», die auch wirklich in der ganzen Tragödie und nicht nur in jenem Monolog am Schlusse enthalten sind; warum aber sollte Henzi nicht freiheitliche Ideen in der Dichtung zum Ausdruck gebracht haben, die er unmittelbar vor der Verschwörung und im Augenblicke, da er Bern verlassen wollte, in Arbeit hatte? Und wenn Bäbler sagt, daß das Trauerspiel gewiß unter Henzis Papieren vorgefunden worden und nur deshalb im Verhör nicht zur Sprache gekommen sei, weil Ärgernis erregende Stellen nicht darin enthalten gewesen seien, so steht dieser Behauptung die Nachricht entgegen, daß der Rat 1751 auf der Jahre eines Trauerspiels von Samuel Henzi war, was beweist, daß man das Stück nicht kannte. Bei näherer Betrachtung des Stückes hatte ich den Eindruck, daß in der anonymen Tragödie die Henzische vorliege, die freilich in Paris eine gehörige Retouche erhalten haben mochte. Bodmer schrieb nämlich nach Henzis Tod in einem Briefe:[1]) „Er hatte seit Anfang dieses Jahres eine Tragödie geschrieben, wovon er mir „ein paar Fragmente communicieret hat. Seine sentiments de liberté herrschen „darinnen. Diese wollte er zu Paris auf das Theater bringen. Die pièce ist „wirklich zu Paris, daß sie da retouchieret werde. Ohne Zweifel wird sie auch „publiciert werden." Wo aber diese Retouche aufgetragen ist, wird sich heute kaum mehr feststellen lassen. Jedoch wird eine kurze Inhaltsangabe jenes so selten gewordenen Stückes hier nicht überflüssig sein.

Henzi schrieb an Bodmer über sein Trauerspiel:[2]) „..... Ich mache „aus des Tells Kind eine Tochter, dem Grisler gebe ich einen Sohn, welcher „diese Tochter liebet, damit ich das französische Theatrum mit einer Liebesin„trigue legalisieren könne. Sie wissen wohl, mein wehrter Freund, daß die „Franzosen ohne Liebesgeschichte keinem spectacul eine einzige Minute zuschaueten."[3]) Somit ist der Standpunkt für das Stück von vornherein gegeben. Es ist in der

[1]) J. Schnder-Stadlin, Pestalozzi I. S. 342.
[2]) 10. Oktober 1748, abgedr. bei Bäbler S. 77.
[3]) Abgedr. bei Bäbler S. 77.

Tat die richtige flache französische Tragödie mit all ihren Unarten, mit teuflischen Bösewichtern und engelhaften Tugendmustern, reich an Grausamkeit, Großmut und Rührung. Grisler ist der typische Tyrann, der dann aber am Ende des Stückes sentimental und großmütig wird. Ihm zur Seite zwei confidents, Leinhard und Werner (in der ursprünglichen Tragödie hießen sie Zamor und Oronte), die das böse und gute Prinzip verkörpern. Leinhard gibt dem Machthaber alle teuflischen Pläne ein, während Werner, der mit den „Helvetiern" in Verbindung steht, fortwährend zu Güte und Milde rät. Tell, «Gentilhomme Helvétien», wie das Personenverzeichnis ihn nennt, der Führer der unterdrückten Helvetier, spricht in schwungvollen Tiraden über Freiheit, wo sich ihm nur immer die Gelegenheit dazu bietet. Im Zentrum steht das Liebespaar: Adolf, ein idealer Jüngling mit freiheitlichen Ideen, das Gegenstück seines Vaters, und Hedwig, Tells Tochter, ein liebendes Mädchen von bezaubernder Schönheit. Halb Schäferin, halb Heroine (Adolf nennt seine Geliebte abwechselnd «madame» und «ma bergère») ist sie träumerisch und energisch zugleich. Sie hat Ahnungen, aber in dem Kampfe zwischen Liebe und Kindespflicht entscheidet sie sich unbedenklich für die Pflicht: Anstatt mit Adolf zu fliehen, geht sie mutig mit den Schergen nach Altorf, um sich den Apfel vom Haupte schießen zu lassen, und so steigt sie zur bewunderten Heldin empor, wie sie die Corneillesche Tragödie so sehr liebt. Neben ihr natürlich die unvermeidliche confidente Rosine, eine Freundin, die ihr überall hinfolgt, wie der Schatten, und die auch in der Tat recht schattenhaft gezeichnet ist. — Das Bestreben, sich mit den Einheiten abzufinden, macht sich besonders im ersten Teil des Stückes geltend. Die Verschwörung der Eidgenossen findet im Schloßgarten Geßlers statt, wohin sich auch Tell begibt, obschon er weiß, daß er durch die Mißachtung des Hutes sein Leben verwirkt hat. Freilich scheinen denn auch die Verschworenen unter dem Druck der Gefährlichkeit dieses Ortes zu stehn: Ein zur Rebellion anfeuerndes Schreiben von Bruder Klaus (!) wird verlesen, Tell spricht in schönen Worten über Freiheit und Befreiung; ein paar wohlklingende Phrasen, und die Versammlung geht auseinander. Ihr auf dem Fuße aber folgt Geßler, bei dessen Anblick der zurückgebliebene Tell ausruft: «Ah! quel bonheur suprême qu'il ne nous ait surpris», worauf er sich gefangen nehmen läßt. Dazu kommen noch einige romanhafte Züge. Beim Anblick Hedwigs verliebt sich Grisler sofort in die Tochter seines Feindes, und da sie seine angebotene Hand zurückstößt, will er die Geliebte seines Sohnes vergiften lassen. In dem Augenblick jedoch, da ihr Leinhard das schwarze Gift geben will, erstürmt Adolf mit Hilfe der Eidgenossen das Schloß seines Vaters, führt Hedwig aus dem Kerker und durchbohrt Grislers ungetreuen Berater. Damit scheint das böse Prinzip wirklich gewichen zu sein, denn auch Grisler bekehrt sich noch schnell vor seinem Tode. Nachdem

Tell, von der Ermordung des Tyrannen kommend, eine Rede über bürgerliche Gleichheit, Unparteilichkeit der Richter, Unbestechlichkeit der Behörden, gleichmäßige Verteilung der Staatseinkünfte etc. gehalten, erscheint Grisler sterbend auf der Bühne. Er sieht nun seine Sünden ein und bereut sie. Er segnet Tells Pfeil, der ihn durchbohrt, und die freiheitlichen Bestrebungen der Eidgenossen, und sterbend vereinigt er das junge Paar, nachdem er sich auch mit Tell versöhnt; — so löst sich denn alles in Rührung und Großmut.

Dieser Schluß nun könnte am ersten an eine französische Retouche denken lassen, da der reuige Sünder in seiner Weichheit und Großmut auch gar nicht zu der schweizerischen Tradition passen will. Jedoch steht er nicht im Gegensatz zu dem übrigen Stücke, in dem sich Henzi um Tradition überhaupt wenig bekümmert zu haben scheint.

Unmittelbar nach Henzis Tod scheint ein Gerücht von seiner Tragödie umgegangen zu sein — das Stück selbst war unbekannt — und Anlaß zu ungeheuerlichen Vermutungen gegeben zu haben. So stand in einer damals erschienenen französischen Broschüre,[1]) deren Verfasser auf sonderbare Weise Wahres und Falsches unter einander mischte, die Nachricht, Henzi habe ein Trauerspiel, „Die frühere Revolution der Schweiz", geschrieben, um deren Aufführung zum Signal des Aufstandes zu machen: Die Hauptverschworenen sollten die Schauspieler sein, um die zu diesem neuen Schauspiele versammelten Patrizier zu überfallen und niederzumachen.

Als 1762 das Trauerspiel im Druck erschien, schrieb man es dem geistreichen Berner Dichter zu, und gewiß verfehlte im 18. Jahrhundert die Tellen-Tragödie eines Freiheitsmärtyrers ihren Eindruck nicht, wenn auch unsere Zeit dies nicht mehr nachzufühlen vermag.

Wir sind gewohnt, aus der Lebensführung und den Schriften eines Menschen auf seinen Charakter zurück zu schließen. Wenn wir dies bei Henzi thun, dann bietet sich uns ein ungemein günstiges Bild von dem Manne, den seine Vaterstadt dem Henker überlieferte. Ein scharfer, fein durchgebildeter Geist, ein sanftes, empfängliches Gemüt, humane Gesinnung, liebenswürdige Frische und gesunde Lebensauffassung lassen in seinem Herzen keinen Haß, keinen Groll, keine Verbitterung aufkommen. Auch in seinen schärfsten Satiren wird der Dichter den literarischen Feind niemals persönlich kränken und verletzen, und in seinem Exil gedenkt der Verbannte in Liebe der Vaterstadt, die ihn vertrieben. Seine feine, humane Bildung, seine intime Kenntnis der Antike heben ihn über seine Zeit empor, deren Mängel er ohne Verbitterung einsieht. Seine politischen Interessen

[1]) Récit d'une conspiration faicte à Berne, 1749, imprimé in 4°. Mss. Hist. Helv. III 51, 9 (Stadtbibliothek Bern)

scheinen hinter den literarischen Neigungen zurückzutreten; seine Liebe ist die Literatur, das dichterische Schaffen sein höchster Lebenszweck. So hat er sich einmal Bodmer gegenüber geäußert:[1] „. . . . ich gestehe frei, daß die Staats-„sachen meine minsten Bekümmernisse sind; ich bin ganz in den Parnaß ver-„liebet, könnte ich mich nur recht hinaufschwingen."

[1] Am 2. Januar 1747. Abgedruckt bei Bäbler, S. 93

II.

Die Henzi-Verschwörung.

Wie war es möglich, wie konnte ein Mann von der hohen Bildung, der reinen Menschlichkeit und dem maßvollen, harmonischen Charakter Henzis zum Aufrührer, zum Haupte einer rebellischen Verschwörung werden? Wir stehen vor einem Rätsel, das uns die Geschichte bis jetzt noch nicht genügend gelöst hat. Weder die bekannten zeitgenössischen Nachrichten, noch die spätere Geschichtschreibung sind imstande, uns von der Stellung Henzis zu der Verschwörung von 1749 ein klares Bild zu geben, da sich die Nachrichten viel zu sehr widersprechen. Die „Vossische Zeitung" erhebt Henzi zum Helden, zum Märtyrer der edlen Sache des Vaterlandes, gleichzeitige Briefe von Bernern machen ihn zum fluchwürdigen Aufrührer. Die spätere Geschichtschreibung Tilliers[1]) und des nach besseren Quellen arbeitenden Monnard[2]) stellt Henzi als das Haupt einer Verschwörung unzufriedener Rebellen dar. Die Verschwörung, die als eine Revolution des engherzigen Egoismus der minderwertigen Bürger gegen die regierende Aristokratie bezeichnet wird, trägt geradezu Henzis Namen. In unsern Tagen haben es vor allem Xavier Kohler und Henzis Biograph, J. J. Bahler, unternommen, das befleckte Andenken eines Mannes, von dem seine Zeitgenossen so viel Gutes zu melden wußten, zu retten. Kohler[3]) studierte die Schriften Henzis und erkannte in dem Dichter einen edlen Christen, einen der Schweiz ergebenen Patrioten, dem die Nachwelt den Ruhmeskranz um die edle Märtyrerstirne legen müsse. Auf diesem Grunde baute Bähler,[4]) der über ein etwas reicheres Material verfügte, weiter und suchte durch Interpretation der Verhöre den Charakter Henzis mit seiner Stellung in der Verschwörung in Einklang zu bringen. So kam er denn dazu, Henzi gleichsam als passiven Helden darzustellen, der, ohne Interesse für Politik, frei von jeder Erbitterung gegen die Regierung, in einer Zeit der Tatlosigkeit beinahe wider seinen Willen in eine Bewegung mit zunächst

[1]) A. v. Tillier, Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern V. Kap. 8.
[2]) Monnard, Histoire de la Confédération Suisse livre XIII, Chap. 5.
[3]) X. Kohler, Les oeuvres poétiques de Samuel Henzi, Porrentruy 1871.
[4]) Dr. J. J. Bahler, Samuel Henzis Leben und Schriften. Aarau 1880.

harmlosen und berechtigten Zwecken hineingezogen wird, der sich gewinnen läßt, eine loyale Schrift an die regierenden Herren auszuarbeiten, und der erst zu spät seine gefährliche Stellung erkennt, die ihn mit einem Haufen aufgeregter Bürger in Verbindung setzt. — Völlig unbekannt aber ist bis heute die ungedruckte Arbeit eines Mannes geblieben, der unter Heranziehung des noch unbenutzten Aktenmaterials und einer Menge heute nicht mehr zugänglicher Quellen mit wissenschaftlicher Genauigkeit uns eine klare Darstellung des Burgerlärms von 1749 gab. Vor einem halben Jahrhundert unternahm es Regierungsrat Dr. B. R. Setscherin, in einem Werke die Früchte seiner mehr als drei Dezennien umfassenden Studien über die Henziverschwörung niederzulegen. Klar und ruhig, mit kritischem Geist und scharfem Blicke ist die Arbeit geschrieben. Die strenge Kritik der Quellen, die er vor unsern Augen mit großer Genauigkeit ausbreitet, sowie die Vergleichung der hauptsächlichen Akten auf der Stadtbibliothek mit seinem Werke, haben mich zur Überzeugung gebracht, daß wir es mit einer wissenschaftlich genauen Arbeit zu tun haben, so daß wir dem Verfasser wohl auch dort Glauben schenken dürfen, wo unsere Kontrolle wegfällt, da ihm Quellen zu Gebote standen, die uns heute fehlen. Freilich liegt die Sympathie Setscherins auf der Seite Henzis. Er, der eine solch unbegrenzte Begeisterung für die Antike hatte, mußte sich zu dem Manne hingezogen fühlen, der den Homer las und liebte zu einer Zeit, wo ihn der gebildete Deutsche kaum kannte und unter den Virgil stellte. Es ist auch natürlich, daß die Sympathie Setscherins nicht auf Seite einer engherzigen Regierung lag, unter der er in seiner Jugend selbst noch zu leiden gehabt hatte, und vor der der Jüngling aus Furcht vor Verbannung einst einen ersten Entwurf seiner Henziarbeit sorgfältig verbergen mußte. In der Tat scheint denn auch in der Charakterisierung des Helden allein Setscherins objektives Urteil ein wenig getrübt. Es ist eben schwer, sich dem eigentümlichen Zauber zu entziehen, den Henzis Persönlichkeit auch heute noch auf jeden ausübt, der sich mit ihm beschäftigt. Wenn also eine genaue Prüfung der Akten mich in diesem letzten Punkte mit Setscherin nicht einig gehen läßt, so hat sie dagegen seine Gründlichkeit in der Darstellung der historischen Begebenheiten bewiesen. Am Schlusse eines an wissenschaftlicher Arbeit reichen Lebens hat der Verfasser das Werk vollendet, das ihm Jahrzehnte lang am Herzen gelegen hatte und das er mit dem stolzen Bewußtsein niederschrieb, eine große, lang und sorgfältig vorbereitete Tat zu vollbringen. Die Arbeit, „Der Burgerlärm oder die sogenannte Verschwörung von 1749", die in der letzten Bearbeitung 512 engbeschriebene Solioseiten umfaßt, kam jedoch nicht zur Veröffentlichung. Aus dem Nachlasse Setscherins ging sie im Manuskript an die Stadtbibliothek über[1])

[1]) Mss. Hist. Helv. XIX 28.

und ist bis heute unbenützt geblieben. Im Bewußtsein seiner wissenschaftlichen Genauigkeit und seines mutigen Strebens nach Wahrheit gab der Verfasser seinem Werke das Ciceronische Wort zum Motto: «Prima historia lex est, ne quid falsi dicere audeat, deinde, ne quid veri non audeat». Und im Gefühl seiner patriotischen Liebe für die Vaterstadt, in deren Dienst er selbst seine Kräfte angestrengt, schloß er die Arbeit mit der Weihe und den Versen des Aratos:

«Παλλὰς τριτογένεϊ ἄνασσ' Ἀθηνᾶ
Ὄρσον τήνδε πόλιν τε καὶ πολίτας
«Ἀτερ ἀλγέων καὶ στάσεων
«Καὶ θανάτων ἀώρων σύ τε καὶ πατήρ.»

Ich will versuchen, die Renziverschwörung in großen Zügen so wiederzugeben, wie sie sich in dem umfangreichen Werke Setscherins uns darstellt.

Als nach der Katastrophe von 1744 Renzi in seinem Exil in Neuenburg lebte, schien er sich, ganz aufgehend in literarischer Tätigkeit, von allen politischen Gedanken abgewendet zu haben. Keinen Groll schien er gegen die Regierung, die ihn verbannt, zu hegen; in wohltönenden Versen besang er seine Vaterstadt, und in seinem Briefwechsel mit Bodmer sprach er es einmal sogar aus, daß die Staatsgeschäfte seine kleinsten Bekümmernisse seien. Aber die Gedanken, die ihn zum Mitgliede der Memorialisten gemacht hatten, waren mit der Verbannung nicht in ihm erstorben; vielmehr nahmen sie gerade in dieser Zeit feste Gestalt an und formten sich zu einem großartigen Plane. Gerade das despotische Vorgehen der Regierung gegen die Memorialisten mußte ihm aufs neue zeigen, wie berechtigt der Wunsch nach Änderung war, und als ihm in seiner Abwesenheit sein Haus versteigert wurde und er in finanzieller Bedrängnis mit seinen gerechten Ansprüchen bei den Gewaltigen kein Gehör finden konnte, verspürte er neuerdings, wie damals, als er bittere Zurücksetzungen und ungerechte Strafen zu erdulden hatte, wie weh es am eigenen Fleische tat, wenn man mit despotischen Machthabern in direkte Berührung kam. Renzi liebte seine Vaterstadt mit der warmen Liebe des Patrioten, dem die Sache des Vaterlandes etwas Heiliges, Unveräußerliches ist. Deshalb ließ er keine Beschuldigung, keine Klage nach Außen vernehmen, deshalb aber sah er auch mit Schmerzen und nicht ohne den Groll eines ungerecht mißhandelten und tiefgekränkten Menschen die großen Übelstände in Bern ein und strebte darnach, besser zu machen, was ihm nicht gut schien; und weil er ein großdenkender und klarblickender Mann war, so suchte er den Ursprung des Übels nicht allein in den Personen, wie etwa gewisse Pamphletisten seiner Zeit, die ohne Scheu die Vorgesetzten brandmarkten, sondern vielmehr in den Einrichtungen und den alten schlechten Gewohnheiten. Auf theoretischem Wege suchte er die Übelstände nachzuweisen und zugleich das Mittel zur Besserung ausfindig zu machen. Er erforschte die Geschichte seiner

Vaterstadt, was damals noch mit den größten Schwierigkeiten verbunden war. Bei diesem Studium aber gingen ihm Gedanken und Pläne auf, die weit über das Sinnersche Memorial von 1744 hinausgingen, das nur die Regierungsfähigkeit der mindern Bürger angestrebt hatte, und mit denen er seiner Zeit um ein Jahrhundert vorauseilte. Die Kluft, die sich dabei zwischen ihm und seinen Zeitgenossen öffnete, sollte er mit seinem Leben ausfüllen. Was Henzi für seine Vaterstadt wollte, war nicht nur die Befriedigung jener egoistischen Wünsche der mindern Bürger, die ebenfalls zu Staatsstellen gelangen und sich im Staatsdienst bereichern wollten; er träumte von einem freien, republikanischen Bern, von einer in aufblühendem Handel und Industrie wieder lebendig und glücklich werdenden Bürgerschaft, von Volkssouveränität und individueller Freiheit. Henzi dachte nicht an Revolution und Einführung neuer unerhörter Zustände. Was das Bernervolk einst besessen und was ihm auf ungesetzlichem Wege nach und nach genommen worden, das sollte es wieder zurückerhalten.

Wie weit diese Gedanken und Pläne in Henzi abgeklärt waren, ob er an eine Verwirklichung derselben dachte, als ihm im Sommer 1748 die Begnadigung zukam, wissen wir nicht. Aber mit einem unvollendeten Memorial, mit großen Gedanken und blühenden Plänen kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Da traf ihn bald eine neue bittere Kränkung: Er sah einen jungen, unerfahrenen Adeligen, den 19jährigen Rudolf Sinner, sich, dem erprobten Gelehrten, in der Besetzung der Oberbibliothekarstelle vorgezogen.[1]) Dies mußte ihn um so mehr kränken, als er mit Eifer und Freude seine Stelle als Unterbibliothekar ausgefüllt hatte. Mißmutig gab er nun auch diese auf und sah sich wieder nach Beschäftigung im Auslande um. Von nun an aber gingen seine Gedanken immer mehr nach einem festen Punkte hin. Er fing wieder an auf das Murren der Unzufriedenen zu hören und beschloß, ihnen seine Gedanken und Pläne mitzuteilen, die er in einem Memorial niederlegte. Dieses Memorial, das für Henzis Stellungnahme in der Verschwörung so bezeichnend ist, möge hier in der Hauptsache folgen:

[1]) Henzi schrieb zwar an Bodmer, er habe gesehen, daß die Besoldung des Oberbibliothekars gering sei, und habe deshalb die Stelle nicht nur nicht pratendiert, sondern auch seine Unterbibliothekarstelle aufgegeben. Von diesem Ausspruch leitet Bäbler seine Behauptung ab, daß Henzi keine Kränkung widerfahren sei und er also nicht als Unzufriedener unter den Memorialisten gestanden habe. Alle andern Nachrichten sagen das Gegenteil, und dieser eine Brief ist kein genügender Beweis dagegen; denn es ist Henzi gewiß nicht zu verdenken, wenn er sich schämte, dem Zürcher Bodmer einzugestehen, daß er in seiner Vaterstadt so wenig geschätzt wurde, wie Henzi überhaupt stets bestrebt war, nach Außen nichts von seinen Mißhelligkeiten mit der Regierung merken zu lassen.

Im ersten Teile der Denkschrift[1]) sucht Senzi auf Grund seiner historischen Studien nachzuweisen, wie sich ohne innere Berechtigung nach und nach aus einem freien Staatswesen eine Aristo-Anarchie ausbildete, die einer immer enger sich schließenden Oligarchie immer offener zusteuerte. Mit hartem Griff und schonungsloser Offenheit, kühn, auch nicht ohne Bitterkeit deckt er die Übelstände in der Regierung auf und zeigt mit deutlicher Namensnennung alle Übergriffe, die die Usurpatoren sich erlaubt, um ihre Machiavellischen Grundsätze durchzuführen und aus einem freien Staate einen unterjochten zu machen. Doch betrachtet er die Regierenden nur in ihrem Verhältnis zum Staate; auf Persönliches in ihrem Privatleben läßt er sich nicht ein, was die andern Memorialisten und ganz besonders Sueter in so ausgiebiger Weise getan. Die Sprache ist offen, markig, scharf, und es ist nicht zu verkennen, daß nicht nur der kühne Hauptmann und der unerschrockene Kämpfer zu uns redet, sondern auch der tiefbeleidigte Mensch. Aber Senzi bleibt nicht bei bloßen Anklagen stehen; in dem zweiten Teile seiner Schrift geht er weiter und zeigt den Weg, wie der Staat gerettet, die alten Freiheiten wieder zum Leben gebracht und Glück und Wohlfahrt im Bürger- und Bauernstaat eingeführt werden könnten. Hier sind seine Gedanken groß und frei von Gehässigkeit und jenen egoistischen Ansprüchen des beleidigten mindern Bürgers. Es ist der vorgeschrittene, gebildete, über seine Zeit erhabene, klarblickende Senzi, der aus diesem zweiten Teil des Memorials

[1]) Auf der Berner Stadtbibliothek sind [illegible] von Wyß in [illegible] Abschriften der drei Memoriale von Wolf Sueter und Senzi vorhanden. Das Memorial von Wyß in [illegible] Abfassung enthält fast [illegible] Persönliche [illegible] Verfassungsfragen im [illegible] Leben und ist frei von Ausfällen gegen die Regierung. Mss. Hist. Helv. III 31, [illegible] Gründe und [illegible], aber, wie [illegible] voll von Anspielungen gegen die regierenden Familien und [illegible] Angriffen auf die Persönlichkeit der Mitglieder [illegible] und [illegible] Geist, [illegible] Freiheit, Gerechtigkeit, [illegible] Vaterlandsliebe [illegible] Mss. Hist. Helv. I 4, III 31, [illegible] II XI 16, [illegible] XIV 20, 21. Sehr [illegible] ist [illegible] Memorial von der [illegible] Abschrift. Die Vorgänge von [illegible] werden [illegible] ganz [illegible] dem Standpunkt [illegible] beurteilt, wie es [illegible] Familie [illegible] Partei [illegible] Boden [illegible] und [illegible] Volke, der [illegible] Als [illegible] Einleitung [illegible] Abschrift [illegible] Inhalt [illegible] Mss. Hist. Helv. III 31, [illegible] X [illegible] Sueter [illegible] Memorial [illegible] Mss. Hist. Helv. III 31, [illegible] Bd. II) [illegible] doch [illegible] schwung [illegible] Gedanken [illegible] Gedanken [illegible] Bd. III) [illegible] Weise [illegible] Partei [illegible] Sprache [illegible] Wolf [illegible] Partei [illegible] Gedanken [illegible] Gang [illegible] Sueter [illegible] Sprache [illegible] Gedanken [illegible] Gang [illegible] Senzi [illegible] Gedanken [illegible] Gang [illegible] Senzi [illegible] Gedanken [illegible] Gang [illegible] Senzi

zu uns spricht. Und zwar sind seine Vorschläge für die neue Regierung Berns keine phantastischen Träume eines idealistischen Humanen des XVIII. Jahrhunderts, sondern vielmehr praktische Pläne des weitblickenden Politikers und gewandten Handelsmannes, der in allererster Linie ökonomische Besserstellung des Volkes im Auge hatte. Logisch klar und in ruhiger Auseinandersetzung folgen sich die 21 Punkte seiner „Staats-Reformation", deren Endzweck Wohlfahrt des gesamten bernischen Volkes ist. Das verderbte menschliche Herz sowohl der Regenten wie der Untertanen — so argumentiert er in ruhig gesetzten Worten — bedarf eines Zügels, um das Feuer seiner Leidenschaften zurückzuhalten. Gewissen, Eid, Pflicht, Treue und Glauben sind aber allzu schwache Fesseln des rasenden Ehrgeizes, er bedarf einer stärkern Macht, und diese können einzig die Gesetze ausüben. Die Gesetze allein sind unbestechlich. Doch können sie nur so lange in Kraft bleiben, als die Magistrate ihnen unterworfen sind. Daher muß der Magistrat der Diener der Gesetze sein, und damit dies möglich sei, müssen die Beamten vom Volke in freier Wahl zu ihren Ämtern erkoren werden, damit sie nicht in Stolz und Übermut sich zu Herren des Gesetzes und also zu Tyrannen des Volkes aufwerfen. Das Recht der freien Volkswahl ist der Grundstein der bernischen Freiheiten und muß in einer Staatsreformation der Regierung wieder zum Fundament gelegt werden. Der Rat der Zweihundert muß durch die Zünfte gewählt werden, und auch die vier Landgerichte sollen im Großen Rat ihre Repräsentation haben: dann wird die Zahl der regierenden Familien mächtig anwachsen und der Stand auf vielen Geschlechtern festgefügt stehen, wie ein Bau auf vielen Säulen; dann wird die bürgerliche Einigkeit und Gleichheit von selbst wieder emporkommen, der Regent wird den Bürger als seinen politischen Schöpfer nicht mehr gering achten, und der Bürger wird den Regenten, den er zur Würde erhoben, ehren. Künste und Wissenschaften, Begangenschaften und Handwerke werden wieder blühen und Bern zu großem Reichtum bringen, da mit der Erblichkeit des Barettes auch die Faulenzerei der regierenden Geschlechter ein Ende haben muß. Eine wachsende, starke Bürgerschaft wird an Stelle jener Fremden treten, die überall in allen Stellen sich vordrängen und den Bernern den Verdienst wegnehmen. Damit aber keine Bestechlichkeit bei den Wählern einreißen könne, sollen die Zunftglieder vor jedem Wahlgang den Eid ablegen, daß sie keine Bestechungen angenommen: dann wird der Stand wohlbesetzt werden und anstatt Fluch Segen über die Stadt kommen.

Die Gesetze müssen von weisen und erfahrenen Männern entworfen, aber jederzeit dem Volke unterbreitet und von der Gemeinde gutgeheißen und beschworen werden. Damit die Magistrate nicht zu mächtig werden, müssen die höchsten Ämter zirkulieren: das Schultheißenamt soll eine Amtsdauer von vier Jahren haben und nur in Ausnahmefällen, wenn die Zweihundert es zum

Besten des Vaterlandes für nötig erachten, können einem Manne zwei Amtsperioden gewährt werden. Der Kleine Rat soll halbjährlich ändern und aus 50 Mitgliedern bestehen, von denen allezeit 24 mit dem Schultheißen als Sommer- und Winterrat in den Monaten zwischen Ostern und Martini amtieren müssen.

Damit die Pfarrer freie Hand behalten und in freimütiger Weise über alle Übelstände sprechen können, soll die Kirche von den Herren unabhängig sein, und damit das religiöse Leben in Bern wieder gehoben werde, müssen wissenschaftlich tüchtige, ehrwürdige Menschen zu Pfarrern gewählt werden, denen die Pfründen durchs Los zufallen sollen.

Zweierlei Magistraturen, die sich am meisten an den bürgerlichen Freiheiten vergriffen, müssen abgeschafft werden: Heimlicher und Sechzehner, die Spione und Unterdrücker der Gesellschaft.

Dann tritt Henzi ferner energisch für politische und finanzielle Besserstellung des unterdrückten Landmannes ein: Die Leibeigenschaft auf dem Lande muß ein Ende haben, die alten Dokumente und Freiheitsbriefe der einzelnen Ortschaften sollen einer neuen Prüfung unterworfen und die alten Privilegien wieder eingeführt werden. Anstatt, wie es geschehen, die Landleute zu entwaffnen, muß man sich vielmehr mit ihnen ins Einvernehmen setzen, ihre Militärübungen unterhalten und sie gerecht regieren. — Pulver und Salz sollen wieder zu den alten Preisen abgegeben und das schändliche Wuchergesetz abgeschafft und durch ein öffentliches Edikt widerrufen werden, demzufolge kein Geld um weniger als 5 % ausgeliehen werden darf. Aber auch für den Stadtberner müssen andere Zeiten kommen: Die Archive müssen untersucht, alle alten Briefe und Siegel, besonders die Handveste von 1218, der Schirmbrief von 1384 und die Freiheitsbriefe von 1365 und 1373, von denen Stettler schreibt, sowie Justingers Manuskript als Apologie der Staatsreformation dem öffentlichen Drucke übergeben werden; denn die uralten Konstitutionen, die heute noch passen, müssen in Kraft treten. Drückende Steuern wie Wachtgeld, Ohmgeld, Bospfennig etc. sollen den Bürgern abgenommen werden und das Burgergut allen zu gute kommen. Endlich soll das Schatzgewölbe zu genauer Rechnung geöffnet und der Saldo alljährlich in der Rechnung der Stadt angezeigt werden.

Auch im Rechtswesen verlangt Henzi Reformation. Er will ein rasches, billiges Gerichtsverfahren und stellt das Fundamentalgesetz auf, daß kein Prozeß länger als 6 Wochen dauern dürfe und daß das verschleppende Zwischenurteil von Amtsleuten unstatthaft sei. In Kriminalfällen kommt das Richteramt den Zweihundert zu, während der Blutstab auf dem Lande dem kleinen Rate genommen werden und der regierende Schultheß das schändliche Recht verlieren soll, einen Bürger ohne Urteil greifen und im Falle Widerstandes töten zu lassen. Dasselbe gilt von der Staats-Inquisition oder dem geheimen Rate. — Endlich

muß von der Gemeinde, von den vier Landgerichten und von deutsch und welschen Landen furderhin nicht mehr dem Stande, sondern der Stadt gehuldigt werden.

Aber Henzis Blick geht noch weiter, über die Grenzen seines engsten Vaterlandes hinaus, und er denkt an brüderliche Einigkeit zwischen den eidgenössischen Orten. Alle verbündeten Kantone, Städte und Zugewandte sollen von dieser Staatsreformation benachrichtigt und eingeladen werden, alle Mißhelligkeiten auf bundesmäßige Weise beizulegen. Vor allem aber müssen die eroberten Länder (1712) restituiert und der gemeine Handel und Wandel freundeidgenössisch eröffnet werden, so daß brüderliche Liebe und helvetische Einigkeit aller Orten aufs neue erblühn.

Henzi beklagte mehr als einmal die Kurzsichtigkeit der Berner-Regierung, die nach dem Edikt von Fontainebleau (1685) mit den obdachlosen Hugenotten den Leben und Bewegung bringenden Handel und die Industrie von der Vaterstadt abgewiesen hatte. Wenn nun berichtet wird, daß in einer der Verschworenen-Verhandlungen die Rede davon gewesen sei, zwölfhundert neue, meist Handel treibende Bürger vom Lande und aus andern Städten anzunehmen und ihnen vor dem obern Tore Platz zu Manufakturen anzuweisen, um Handel und Industrie nach Bern zu verpflanzen, so dürfen wir wohl mit Setscherin Henzi als den Urheber dieses Planes bezeichnen, wenn auch im Memorial nicht direkt davon die Rede ist. Keiner der andern Verschworenen scheint dieses hochherzigen Vorschlages würdig. Wenn wir nun noch diesen Punkt mit den übrigen Postulaten des Memorials zusammenstellen, so müssen wir ob Henzis Plänen staunen. Sie waren groß und kühn und hatten für Berns Wohlfahrt weite, glückliche Perspektiven eröffnet. Aus dem Memorial aber lernen wir einen neuen Henzi kennen. Hier ist es nicht der geistvolle, liebenswürdige Dichter und Weltmann, der zu uns redet; ein schwer beleidigter und gereizter Mensch tritt mit wuchtigem Schritte auf, um mit starker Hand das morsche Staatsgebäude niederzureißen und auf alten Fundamenten einen neuen Bau zu errichten, der stark und frei in lichte Höhe sich erheben sollte. Freilich war Henzi der Gedanke an eine blutige Rebellion fremd; aber das verunglückte Unternehmen von 1744 hatte ihm genugend gezeigt, daß mit bloßen Vorstellungen bei der Regierung nichts zu erreichen war. Er sah klar ein, „daß ein eingewurzleter „Staatskrebs mit dem Honig der Dehemuht nicht geheilt werden kann. Nein! „— fährt er in seinem Memorial weiter — man mueß den Dägen in der Faust, „und nicht die Säderen in der Hand haben, wann mann das verlohrne Kranzlin „der Freyheit wieder eroberen will, sonderheitlich da die Usurpatoren so weit „gekommen, daß sie bald alle Spuhren der ächten Regierungsform haben auß-

„tilgen können, und Treu und Glauben, Eydt und Pflicht unter ihnen zum „politischen Spuhl worden sindt."

Das Schicksal führte Henzi nicht mit den richtigen Männern zusammen. Er, der mit so klarem Auge Vergangenheit und Zukunft erfaßte, besaß nicht den Blick für seine Gegenwart und Umgebung. Er fühlte nicht, daß er weit über seine Zeit hinaus-geschritten war, und daß diejenigen, die er als Verbündete ansah, von ganz andern und viel kleinern und egoistischen Motiven geführt wurden. Wie später der unglückliche Kaiser Joseph wollte er, die engen Schranken seiner Zeit verkennend, den zweiten Schritt zuerst tun, und an diesem Mangel an Gegenwartssinn ging er zu Grunde.

Zwischen Martini und Neujahr 1748 kamen Gabriel Sueter und Henzi zu Hauptmann Lerber, einem wunderlichen aber gutmütigen Sonderling; sie besprachen sich über die schlimmen Zeiten und schworen endlich alle drei einen Eid, die bürgerlichen Freiheiten retten zu wollen. So war also Henzi von Anfang an mit Männern zusammen, die für ein großes gewagtes Unternehmen wenig Garantie bieten konnten. Leutnant Sueter war zwar ein mutiger, kühner Mann, erprobt in ausländischen Diensten; aber ihm fehlte es an Besonnenheit und Ruhe, da er, leidenschaftlich und wild, eher zum raschen Handeln als zum ruhigen, planmäßigen Aufbau geschaffen war. Ähnlich stand es mit dessen Bruder, Emanuel Sueter, der ebenfalls ein hitziger, leidenschaftlicher Mann war, und geradezu verhängnisvoll für die Verbündeten wurde der spätere Beitritt des Kaufmanns Wernier. Feig und großmäulig, unvorsichtig und unzuverlässig, warf er sich mit einer gewissen prahlerischen Begeisterung in ein Unternehmen, von dem er Rettung aus seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen erhoffte. Vertreibung der alten regierenden Geschlechter von ihren Posten, Besserstellung und Bereicherung des kleinen Bürgers war es, was ihm als Preis vorschwebte, und was er auch den andern als Lockspeise vorhielt, wenn es galt, neue Verbündete zu werben. Vorläufig blieb die Mitgliederzahl freilich noch eine ganz beschränkte. Man beredete sich untereinander, Henzi schrieb an seinem Memorial, und auch Leutnant Sueter und der Stubenschreiber der Mohrenzunft, Wyß, arbeiteten eine Denkschrift aus; noch war man sich nicht eigentlich bewußt, was geschehen sollte, nur dunkle Pläne, die im Kopfe eines jeden der Verschworenen andere Formen annahmen, wurden gehegt. Erst nach Ostern nahm die Zahl der Memorialisten größere Dimensionen an. Es wurde eine Liste derjenigen aufgestellt, die man für Unzufriedene hielt, und von denen man Teilnahme erhoffte, und Leutnant Sueter und Wernier vor allen machten sich daran, neue Mitglieder anzuwerben, während sich Henzi auch jetzt nicht an der Werbung beteiligte. Weder sein Bruder, Leutnant Henzi, noch sein Schwager, Kaufmann Wernier, sind von ihm angeworben worden. Im Mai und Juni

entwickelte sich eine bedeutende Tätigkeit der Eifrigen; denn vor allem schien es nötig, eine möglichst große Zahl Mitglieder zu gewinnen, um imposant auftreten und auch im Notfalle die Strafe schwachen zu können. Bei ihren Anwerbungen aber trafen die Verbündeten auf ungeahnte Schwierigkeiten. Sie wußten eben nicht, welcher Unterschied zwischen bloßem unzufriedenem Murren und einer kühnen, alles wagenden Tat ist. Zwar verlangte man von den Angeworbenen zunächst nichts anderes als den Eid der Verschwiegenheit und das Versprechen, die bürgerlichen Freiheiten schützen und erhalten zu wollen. Nicht allen wurde mitgeteilt, daß man dem Rate eine Denkschrift einreichen wolle, und von weitern gefährlichen Plänen konnte schon deshalb nicht die Rede sein, weil solche noch gar nicht existierten. Aber schon dies erschien den meisten der ängstlichen und eingeschüchterten Bürger zu gefährlich, und wenn sie auch den Eid der Verschwiegenheit leisteten, so waren doch die wenigsten bereit, in irgend einer Weise tätig mitzuhelfen. Freilich gingen auch die Werbenden meist unvorsichtig und unbesonnen vor. Sueter in seiner leidenschaftlichen Art war gleich bereit mit der Pistole zu drohen und geriet in schäumende Wut, wenn sich einer nicht in die Sache einlassen wollte. Wernier aber sprach in unbesonnener Weise von dem „Klapf", nach dem alle Bürger etwas erhalten sollten, ließ unvorsichtige Andeutungen von Rache und Gewalttat fallen und machte unrichtige und aus der Luft gegriffene Versprechungen von großer Hilfe vom Lande und andern Orten. Wie wenig Mut und Zuverlässigkeit bei den Verschworenen zu finden war, zeigte sich schon bei der ersten Versammlung. Um nämlich dem frühern Schicksal der Memorialisten von 1744 zu entgehen, müßte man auf gemeinsame Maßregeln bedacht sein, und zu diesem Zwecke versammelten sich die Verbündeten Mitte Juni. Zuerst hatte man als Versammlungsort den Gurten auserseben; als dann aber schlechtes Wetter die Zusammenkunft vereitelte, bot einer der Verschworenen, der Indienne-Fabrikant Küpfer vom Sulgenbach, seinen Schuppen dazu an. Mittwoch, den 25. Juni, um Mitternacht, trafen dort die Verschworenen zusammen, die einzeln von verschiedenen Seiten herkamen. Aber verhältnismäßig wenige wagten sich einzufinden; nur dreizehn erschienen, deren Namen Henzi, der die Versammlung präsidierte, aufschrieb. Zuerst wurde von den Anwesenden der Eid der Verschwiegenheit und der Rache an dem Verräter geschworen, und dann las Henzi einen Teil seiner Denkschrift vor, den Abschnitt über die ursprüngliche Verfassung Berns. Hierauf scheint eine ungeordnete, planlose Diskussion gefolgt zu sein, in der jeder aussprach, was ihm am Herzen lag. Wohl scheinen auch Worte über die größern Henzischen Pläne gefallen zu sein: Man sprach von Wiederaufrichtung der Gemeinde, von der Wahl des Rates durch die Zünfte, von Besetzung der Pfarreien durchs Los, und Henzi forderte zum Anwerben von braven Leuten auf. Daneben aber fielen böse, leiden-

schaftliche Reden vom Massakrieren der regierenden Herren, von Häuseranzünden und Gewaltmaßregeln aller Art. Henzi selbst sprach die Ansicht aus, daß bei richtiger Organisation Blutvergießen sollte verhindert werden können; aber die leidenschaftlichen Reden einzelner erschreckten doch die Anwesenden derart, daß sogar Wyß, der selbst eine Denkschrift ausgearbeitet hatte, schon in derselben Nacht, als die Versammlung morgens drei Uhr auseinanderging, Henzi erklärte, nicht mehr mitmachen zu wollen, und daß in der nächsten Versammlung sich nur mehr 4 der Beteiligten einfanden. Diese fand am 29. Juni mittags 2 Uhr im Hause des Stadtschreibers Muttach neben dem Inselgäßchen bei Wernier statt, da man eine nachtliche Zusammenkunft nicht mehr wagte. Zu den 4 alten trafen 7 neue Mitglieder, und zu ihnen führte ein unglücklicher Zufall Werniers jungen Schwager, den stud. theol. Reinhard.[1] Reinhard war der Bruder von Werniers Gattin, ein Schwachkopf und untüchtiger, in seinem 18. Semester stehender Student, der als Hauslehrer bei von Grafenried in Kehrsatz angestellt war. An diesem Sonntagnachmittag wollte er seinen Schwager in der Stadt besuchen und kam eben zu seinem und der Verschworenen schwerem Unglück zu den heimlich Versammelten. Es blieb nichts anderes übrig, als ihn in das Geheimnis einzuweihen, und mit kindisch unbesonnener Begeisterung war er gleich für die Sache eingenommen. Die zweite Versammlung lief bedeutend ruhiger ab als die erste. Man suchte die neuen Mitglieder dadurch zu gewinnen, daß man auf ihre persönlichen Beschwerden einging und ihnen versprach, jedes Blutvergießen zu verhindern. Wiederum wurde der Eid der Verschwiegenheit und der Rache an dem Verräter geschworen. Henzi las neuerdings aus seiner Schrift vor, und zwar wurden die Anwesenden diesmal mit seinen großen Plänen bekannt gemacht. Man sprach sogar davon, sich für den Notfall mit den Bauern in Verbindung zu setzen und sich der Stadttore zu versichern. Irgend ein geordneter Plan wurde aber auch hier nicht entworfen, und darüber, wie die Sache angefangen und ausgeführt werden sollte, war man durchaus nicht im klaren. Eigentlich ohne positiven Erfolg ging auch diese Versammlung auseinander, der so bald das Verhängnis folgen sollte.

Stolz, glücklich und zuversichtlich war Reinhard. Er kam sich interessant vor als Mitglied einer so wichtigen Gesellschaft, und sein erstes Bestreben war, möglichst viele in das Geheimnis zu ziehen, da er bei allen seine Gesinnung voraussetzte. Ganz zufällig traf er auf der Straße einen ihm wenig bekannten Kandidaten der Theologie, Ulrich, an. Sogleich lud er diesen zu einem Spaziergang auf der Plattform ein und machte ihn zum Mitwisser des Geheimnisses.

[1] Joh. Rud. Reinhard, Sohn des Hauptmann Reinhard, Zöllner an der Neubruck. Geb. 20 April 1724.

Ulrich, übrigens ein begabter und geistvoller junger Mann, ließ sich von Reinhard zu Wernier führen. Dieser verlangte von ihm den Eid der Verschwiegenheit und sprach dann in prahlerischer Weise von der Sache, indem er von großartiger Teilnahme auch höherer Personen und von auswärtiger Hilfe redete. — Überhaupt bemächtigte sich der Unbesonnenen unter den Verbündeten eine wunderbare Zuversichtlichkeit und Sicherheit; die unvorsichtigsten Worte wurden ausgesprochen. Wernier schrieb in sein Notizbuch mit einer selbsterfundenen Geheimschrift allerlei grausame Mordpläne, von denen sonst niemand sprach oder wußte, und prahlte so vor sich selber mit Dingen, die so haltlos waren wie sein eigener Mannesmut. Man sprach von Plänen, die noch gar nicht existierten, und baute auf Hilfeleistungen, die niemand zugesagt hatte. Daneben zogen sich bereits einige Furchtsame aus der Sache, und ohne daß sie es wohl selbst wußten, hatten sich die Verschworenen durch ihr Benehmen denjenigen Mann entfremdet, auf dessen Gedanken sie ihre haltlosen Flatterpläne aufgebaut hatten. Es konnte Henzi mit der Zeit unmöglich entgehen, welche Kluft ihn von seinen Genossen trennte, die zum größten Teil keinen Anteil an seinen großen Plänen hatten, und denen nichts anderes vorschwebte als unklare Hoffnungen auf Rache an der Partei, von der sie beleidigt worden, und auf Verbesserung ihrer eigenen Lage. Er mußte einsehen, daß er vom Patriotismus der Bürger zu viel erwartet hatte. Diejenigen, die nicht direkt und empfindlich unter den Zuständen litten, wollten von vornherein nichts von Änderung wissen, und manche, die sich selbst über die herrschenden Übelstände bitter beklagt hatten, zogen sich feige zurück, wenn sie irgendwo Gefahr witterten. Sein Zorn entbrannte über die Haltlosigkeit der Bürger, und er drohte sich von der Bewegung loszusagen; dann aber kam es ihm immer mehr zum Bewußtsein, daß er mit seinen weiten Plänen für das Niveau dieser Menschen zu hoch gegriffen hatte. Wohl hatte er an beiden Versammlungen aus seinem Memorial vorgelesen, und seine Pläne waren zur Sprache gekommen, Beschlüsse waren jedoch keine gefaßt worden. Dafür aber wurden wilde Reden geführt, planlos geschimpft und sinnlos geprahlt. Leute wie die drei Sueter und Rotgerber Kuhn traten mit ihren grausamen Plänen in den Vordergrund, und die Verbündeten — wohl vor allen Gabriel Sueter — setzten sich mit einem Manne in Verbindung, mit dem Henzi nichts zu tun haben wollte. Schon von Neuenburg aus hatte er an Bodmer geschrieben, er sehe den Micheli Ducret als einen „unglücklichen Staatsphanaticum an, dem über dem articul des gouvernements einwenig das Gehirn verruckt" sei, und diesen Mann nun machten die Verschworenen zu ihrem Berater. Da sah Henzi wohl ein, daß er in diese Gesellschaft nicht mehr paßte, weil andere Elemente die Bewegung in andere Bahnen brachten, als er es gewollt; er entfremdete sich einer Sache, die ihm fremd geworden. Dazu kam,

daß Henzi, der immerhin mehr der Mann der Idee als der ausführenden Tat war, denjenigen Teil der Arbeit, der ihm zugefallen war, geleistet hatte. Er wandte sich jetzt seinen Angelegenheiten zu und gedachte die lang geplante Reise nach Paris zu unternehmen, um sich eine neue Lebensstellung zu suchen. Ob er seinen Verbündeten auch aus der Ferne mit Rat und Tat beigestanden wäre, oder ob er, sich mißverstanden und überschrien fühlend, sich ganz aus der Sache ziehen wollte, läßt sich nicht entscheiden. Jedoch ist sicher, daß Henzi nicht aus feiger Treulosigkeit seine Genossen verlassen wollte. Dies beweist sein späteres Verhalten bei den Verhören, wo er in allem darauf ausging, die andern sogar auf seine Kosten zu schonen.

In Wahrheit stand das Unternehmen auf kläglich schwachen Füßen. Die Zahl der Teilnehmenden war eine geringe (in beiden Versammlungen zusammen 21), und unter diesen befanden sich nur wenige, die zu tätiger Hilfe bereit gewesen waren. Wohl sahen die Umsichtigeren ein, daß man einen festen Körper haben und sich zur Einreichung der Denkschrift bewaffnet halten mußte, um, falls man gänzlich abgewiesen oder mit Gewalt angegriffen werden sollte, zum Widerstand bereit zu sein. Darüber aber, wie dies geschehn und wie die Eingabe gemacht werden sollte, gingen die Ansichten noch ganz auseinander. Von jenem festen Körper vollends, von dem Wernier und andere so viel prahlten, und von einer Hilfeleistung von außen existierte noch gar nichts. Wohl hatte Henzi im Zorn über die Feigheit der Bürger davon gesprochen, man müsse sich an die Bauern wenden, aber er hatte seiner Drohung nicht die Tat folgen lassen. Einzig Stadtleutnant Sueter hatte sich mit zwei Soldaten der Stadtwache in Verbindung gesetzt, durch die er auf die Landleute einzuwirken und diese zur Unzufriedenheit aufzureizen hoffte, aber ohne Erfolg. Die Hilfstruppen der 400 Bauern, 500 Freiburger, 400 Solothurner und 400 Neuenburger endlich bestanden nur in der Einbildung Werniers und seiner Gesinnungsgenossen. Auch mit der Bewaffnung sah es übel aus. Die Sueter, Henzi und Wernier trugen Sackpistolen bei sich, Küpfer besaß einige Waffen in seiner Fabrik, die er aber nicht ad hoc hatte anschaffen lassen. Hilfsmittel von außen hatte man keine; diejenigen im Innern waren schwach, da weder die Zahl, noch viel weniger die Qualität der sogenannten Angeworbenen, noch die Ausrüstung mit Waffen für das Gelingen eines großen Unternehmens Garantie leisteten. Dazu waren die Teilnehmenden verschüchtert und feige. Nicht alle würden sich zur Unterschrift des Memorials hergegeben haben, kaum mehr als 12 würden mit gewaltsamen Maßregeln einverstanden gewesen sein, und wenn man gar offensiv hätte vorgehen wollen, so würde sich die kleine Zahl noch bedeutend reduziert haben. Ein fester Plan war noch nicht einmal entworfen, geschweige denn angenommen worden. Außer den Memorialen war nichts niedergeschrieben als jene Mit-

gliederverzeichnisse, die eine weit größere Zahl angaben, als in Wahrheit existierte. Da, als die ganze Bewegung noch unklar im Werden und andererseits beinahe wieder am Auseinandergehen war, wurde das Unternehmen verraten.

Entgegen den Warnungen Henzis, der mit Unmut die wahllosen Anwerbungen mit ansah, hatte Reinhard so leichtsinnig geworben und so unvorsichtige Worte fallen lassen, daß es selbst Wernier ungemütlich wurde, und so begab sich denn dieser am 4. Juli morgens persönlich nach Kehrsatz, um seinen unbesonnenen jungen Schwager zu warnen. Auf dem Rückweg traf er im Marzili die Herren Fischer, Gingins und Freudenreich an. Während sich Freudenreich mit ihm in ein Gespräch einließ, fielen plötzlich die beiden andern über ihn her, beraubten ihn seiner Pistole, warfen ihn in eine Kutsche und führten ihn in den Käfigturm ab. In der Stadt war alles in Aufregung und Bestürzung; die Konspiration war entdeckt und bereits eine Anzahl der Verschworenen gefangen genommen worden.

Am 2. Juli abends 8 Uhr war nämlich der cand. theol. Ulrich zum Ratsherrn Anton von Tillier gekommen und hatte ihm die Verschwörung aufgedeckt. Die nächste Folge davon war eine nächtliche Versammlung des geheimen Rates bei Alt-Schultheiß Isak von Steiger und des Kriegsrates bei Gerichtschreiber von Mülinen, sowie eine nächtliche Runde der jungen Mitglieder des geheimen Rates gewesen. Dann waren von der Behörde in aller Stille die Verhaltungsmaßregeln getroffen worden. Da am 4. Juli der große Rat zu einer Pfarrwahl für die Niederkirche zusammenkommen sollte, hatte man diese Gelegenheit benützt, um auf unauffällige Weise die Sache vor den Rat zu bringen, und dann hatte man gleich die Tat folgen lassen. Die zur Verhaftung der Verschworer bestimmten jungen Mitglieder der Zweihundert hatten sich mittags 12 Uhr bewaffnet an der Kramgasse zusammengefunden. Drei kühne, entschlossene Männer, Gerichtschreiber Gatschet, Joh. Ludwig Tillier und Anton Tillier, hatten die Gefangennahme des verwegenen, gefährlich starken Sueter übernommen. Diesem war freilich bereits eine Warnung zugekommen; denn als Professor Altmann die Studenten auf dem Kloster versammelt und ihnen den Befehl der Obrigkeit, sich der entdeckten Konspiration wegen dort ruhig zu verhalten, mitgeteilt hatte, war Ulrich, von Gewissensbissen gejagt, zu Sueter geeilt, um ihn zu warnen. Aber bevor dieser die Sache recht hatte begreifen können, wurde er in seinem Hause überfallen und gefesselt in den Käfigturm geschleppt.

Henzi war an diesem verhängnisvollen Tage in Burgdorf. Umsonst suchten seine Angehörigen ihn zu retten. Sein 14jähriger Sohn Karl[1]) wurde überall an den Toren zurückgewiesen, und als ihn auch der Fährmann am

[1]) Die Nachricht, daß es der 18jährige Rudolf gewesen, beruht auf einem Irrtum, da sich dieser zu jener Zeit in einem Handelshaus in Marseille befand.

Schwellenmatteli nicht übersetzen wollte, walzte er sich vor Verzweiflung am Boden und wollte selbst den Tod suchen. Zur Verhaftung Henzis waren der Schultheiß von Burgdorf, Bondeli, und von Werdt ausersehen worden. Bondeli, der wegen seiner Freundschaft mit Henzi sich gefährdet glaubte, wollte, wie es heißt, auf diese Weise sich in den Augen der gewaltigen Partei rechtfertigen, von Werdt aber (einem von Werdt hat Henzi den von Kohler aufgefundenen Band Gedichte gewidmet) erwarb sich mit dieser Tat einen Platz unter den Zweihundert. Bei der Papiermühle begegneten sie Henzi, und als der Ahnungslose aus Höflichkeit vom Pferde stieg, um mit den Herren zu sprechen, überfielen sie ihn, warfen ihn nach kurzer Gegenwehr in die Kutsche und fuhren mit ihm nach der Stadt zurück. Auf dem Stalden, da wo die Straße abwärts nach der Stadt führt, durfte Henzi aussteigen und, um seinen brennenden Durst zu löschen, in das Wirtshaus „zum Klösterli" eintreten. Einen günstigen Augenblick wahrnehmend entfloh er; gehetzt von den Verfolgern wagte er einen kühnen Sprung in die Aare; ein Haarkräuslergeselle aus Köln, Digradi, setzte ihm nach, Henzi wehrte sich, aber die nachströmende Menge kam dem Verfolger zu Hilfe, und Henzi unterlag.

In der ersten Versammlung der Verschworenen soll Henzi gesagt haben, er möchte nicht versprechen, daß nicht einigen der verhaßtesten Herren etwas begegnen könnte. Man wußte aus den Memorialen, wen man zu diesen Verhaßtesten zählte; es war vor allem Jsak von Steiger, der greise Alt-Schultheiß, der an der Spitze der „Unbedingten" stand, wenn ihn auch der große Haller, der ihm persönlich verpflichtet war, als Vater des Vaterlandes pries. Ihn sah man auch in der Folge als den Haupturheber der Bluturteile an, und als einer der Verschworenen, Herport, an seinem Hause vorbei in die Verbannung geführt wurde, soll er zu den Fenstern des Gewalthabers hinaufgerufen haben: „Dein ist die Kraft und das Reich und die Herrlichkeit, aber nicht in Ewigkeit."

Es war eine schlechte Vorbedeutung für die unglücklichen Gefangenen, daß sich die Untersuchungskommission aus den verhaßtesten und am meisten beleidigten Mitgliedern des kleinen Rates unter der höhern Instanz des Jsak von Steiger konstituierte. Es hatte sich der Vornehmen eine wahre Panik bemächtigt. Sofort wurde die Stadt mit 300 Leuten der Stadtwache wohl behütet, – an der neben gewöhnlichen Bürgern die vornehmsten Patrizier teilnahmen — die durch französische Refugierte und 300 Bauern verstärkt wurde. Das Landvolk vor allem wurde geradezu verhätschelt, und es wird berichtet, daß die stolzesten unter den Vornehmen in ihrer zitternden Angst diejenigen „Kameraden" nannten, die sie vorher nicht einmal eines Grußes gewürdigt hätten.

Inzwischen wurden die Verhöre von einer purifizierten und bevollmächtigten Kommission in aller Heimlichkeit vorgenommen. Nur gegen Wernier, dessen

ganzer Mut mit der Verhaftung zusammengebrochen war, wurde die Folter angewendet, bei Henzi und Sueter begnügte man sich mit der Territion. Wernier war durch die verzweifelte Angst kopflos und verwirrt geworden; auch bei Sueter machte sich große Angst und Zerknirschung geltend; aber ruhig und klar antwortete Henzi, der immer bestrebt war, seine Genossen möglichst zu schonen. Die Verhöre wurden dem Großen Rat verkürzt vorgelegt, mit dem Antrag auf Todesstrafe. Umsonst widersetzte sich Schultheiß Christoph von Steiger, der mit schönem Mannesmute gegen die herrschende Partei auftrat, dem Bluturteile. Die Verteidigungsrede des Alexander Ludwig von Wattenwyl[1]) fiel schwächlich aus; er plädierte nur für die mildere Todesstrafe durchs Schwert. So wurde denn das Todesurteil über die Unglücklichen ausgesprochen, bevor alle andern verhört worden waren, indem man eine Bewegung, die in Wahrheit nicht viel mehr als der Schatten einer Verschwörung gewesen, einer blutigen Rebellion gleichsetzte und die prahlerischen, unbegründeten Reden eines Wernier Plänen und festen Beschlüssen gleichstellte. Alle drei wurden zum Tode durchs Schwert verurteilt, Sueter, weil er als Stadtlieutenant den Eid gebrochen, zum vorherigen Abschneiden der rechten Hand. Gefaßt nahmen die Unglücklichen das Urteil entgegen. Henzi, der von jeher in seiner philosophischen Denkungsart den Tod als etwas Gleichgültiges, Unwesentliches betrachtet hatte, ordnete in der letzten Nacht in aller Ruhe seine Familienverhältnisse, und als der junge cand. theol. Bernhard, der die Verurteilten zum Tode vorbereiten sollte, die Fassung verlor, bereitete Henzi selbst sich und seine Genossen mit klarem Wort und rührendem Gebet zum letzten Gange vor.

Am 17. Juli, morgens 7 Uhr, verließen die Unglücklichen den Käfigturm, nachdem sie mehr als zwei Wochen gefesselt in dem fürchterlichsten Gefängnisse, dem sogenannten Mörderkasten, gelegen hatten. Aus Furcht vor Auflauf und Befreiungsversuchen hatte man Berns ganze Militärmacht aufgeboten. Zuerst wurden die drei Delinquenten zum Lebensabspruch an die Kreuzgasse geführt, und dann bewegte sich der Zug langsam stadtaufwärts: zwei Dragonerkompagnien bildeten die Vor- und Nachhut, in der Mitte des Fußvolkes von 150 Mann gingen die drei Verurteilten. Zuerst Wernier im schwarzen Kleide, blaß und mit mühsamer Fassung, eifrig betend, begleitet von Pfarrer Zehender und Helfer Hautin, unter Bedeckung der ersten 50 Mann. Dann folgte inmitten der zweiten Abteilung mit Helfer Sigfried und Dyßli Hauptmann Henzi, „in blauem Kleide, den goldbordierten Hut unter dem linken Arm, schritt er fest und unerschrocken einher ohne das mindeste Zeichen von Furcht, den sehr geachteten Helfer Sigfried in Sachen seines Glaubens befragend". Endlich folgte wieder in Mitte

[1]) Berner Stadtbibliothek. Mss. Hist. Helv. XIV. 70, 10.

von 50 Mann, begleitet von Pfarrer Suter aus Bümpliz und Feldprediger Wagner, der Stadtleutnant Sueter, unerschrocken, mit religiöser Ergebung in sein Schicksal. Vom Richterstuhl an der Kreuzgasse bis zum obern Tor standen auf beiden Seiten der Straße in zwei Gliedern Bürger und Milizen unter Gewehr. Dem Trauerzuge aber folgte betend, weinend und laut schluchzend eine ungeheure Menschenmenge, um die Unglücklichen auf ihrem letzten Gange durch die Vaterstadt zu begleiten. Um 11 Uhr erst erreichten sie die Richtstätte. Auch hier war alles von den ängstlichen Machthabern aufs Sorgfaltigste gerüstet, um einem allfälligen Angriffe zu begegnen: die ganze ausgezogene Mannschaft stand rückwärts gegen das Schaffot aufgestellt, „ein Viereck um den Rabenstein bildend mit Fronte gegen die Zuschauer", während die Stadt durch die Burgerschaft, die Einsaßen und die französischen Refugierten bewacht war.

Der Scharfrichter, Meister Joseph, der umsonst darum gebeten hatte, daß man diesmal das traurige Geschäft einem andern übergeben möchte, war selbst bewegt und erschüttert. Ruhig sah Henzi der Hinrichtung Werniers zu; als dieser aber von dem unsichern Scharfrichter durch zwei Hiebe zum Tode gebracht wurde, rief er von Ekel ergriffen aus: «quelle boucherie!» Nachdem er sich hierauf noch einige Zeit mit Helfer Sigfried unterhalten, warf er seinen Hut zur Erde, setzte sich unerschrocken auf den verhängnisvollen Stuhl und entblößte sich selbst den Hals. Auch er erlag erst dem zweiten Streiche, und unter den gleichen Qualen verschied Sueter.

Ungeachtet der schmerzlichen Bitte von Henzis Gemahlin an die Regierung, ihr den Leichnam des Gatten zu stiller Bestattung auf eigenem Erdreich gnädigst überlassen zu wollen, wurden die drei Unglücklichen auf dem Richtplatze verscharrt.

Wohl hatte die beschleunigte Hinrichtung die Machthaber von ihren scheinbar gefährlichsten Feinden befreit, aber der große Teil der Bevölkerung stand durchaus nicht auf Seiten der herrschenden Partei. Wenn es auch einige gab, die in der entsetzlichen Metzelei ein Gottesurteil erblickten, so sahen doch die Edeldenkenden unter den Bürgern in dem raschen, überstürzten Urteile ein tiefes Unrecht. Ein Augenzeuge, der als Knabe noch den Trauerzug durch die Stadt mit angesehen hatte, erzählte Setzscherin, daß sein Vater zu ihm und seinen Geschwistern gesagt: „Betet, Kinder, es ist heute ein unglücklicher Tag für die Burgerschaft, es ist eine große Ungerechtigkeit, die heute geschieht." Am Sonntag nach der Hinrichtung legten 28 junge Berner in Reichenbach das Gelübde ab, niemals zu heiraten, um nicht Väter von Sklaven zu werden, und es wird berichtet, daß sie den Schwur hielten. Aber auch in den höchsten Kreisen machte die traurige Hinrichtung, besonders Henzis, einen so großen Eindruck, daß man den Selbstmord der Alt Landvögtin Lombach, die sich am folgenden Sonntag in einem Schwermutsanfall in die Aare stürzte, von diesem unglücklichen Er-

eigniſſe herleitete. Die Stimmung jedoch, die bei den wahren Patrioten herrſchte, lernen wir am beſten aus folgenden Verſen kennen, die vor der Hinrichtung auf die Rathaustreppe und in die Häuſer einiger Magiſtratsperſonen gelegt wurden:[1])

„Macht nur das Bürgerblut in großen Strömen fließen,
„Es wird ein jeder Tropf in unſere Herzen ſchießen
„Und dort in Glut verwahrt in ſtiller Aſche ſtehn,
„Bis einſt zu unſerm Heil des Glückes Wind wird wehn
„Verbannt der Bürger Kern aus Stadt und Vaterlande:
„Das deckt nur andern auf das Laſter und die Schande,
„Die unſere Stadt befleckt und uns bringt Reu und Schmerz,
„Worin ſich Weib und Kind, Freund und Verwandte zeigen,
„Die Not und Elend drückt mit gleicher Qual das Herz
„Und wird nur friſchen Zorn mit friſchen Kindern zeugen.
„Darum, Ihr Väter, Gnad! Gnad' iſt's, was uns bezwingt
„Und Euch das Bürgerherz in Eure Feſſeln bringt.
„Wenn Freundlichkeit und Recht den Stolz und Zwang vertreiben,
„So werdet Ihr geehrt, wir aber treu verbleiben.
„Es wallet noch in uns das alte Bernerblut,
„Das Fürſtenblicke haßt, für Väter Alles tut,
„Und wenn die Bürger einſt ſich gern als Sklaven ſchmiegen,
„So wird der Glanz des Staats bald in dem Staube liegen!"

Das Grauen über die entſetzliche Hinrichtung, die Begeiſterung für den Todesmut eines Henzi und Sueter und die Entrüſtung über das beſchleunigte Urteil, die in der Burgerſchaft laut wurden, mochten wohl zum großen Teile ſchuld daran ſein, daß nach der Hinrichtung im Rate die mildere Partei unter Chriſtoph von Steiger obenauf kam und Iſak von Steiger mit ſeinen Geſinnungsgenoſſen in den Hintergrund treten mußte. Man hatte mit Beſtimmtheit noch mehr Bluturteile erwartet, da Leute, wie Küpfer vom Sulgenbach und andere, ebenſo ſchuldig erſchienen wie die Verurteilten; und als dann Küpfer und ſeine Genoſſen nur mehr mit ewiger Verbannung geſtraft wurden, ſo glaubte man beinahe an ein Wunder, und allerlei ſonderbare Anekdoten über Küpfers wunderbare Rettung liefen um. Tatſächlich aber waren daran die überhandnehmende mildere Stimmung und der Sieg von Chriſtoph von Steigers Partei ſchuld. Nur über die Entflohenen ſprach man das Todesurteil aus, die andern traf die Strafe ewiger oder jahrelanger Verbannung, Micheli Ducret wurde zu lebenslänglicher Gefangenſchaft auf der Feſtung Aarburg verurteilt.

Dieſer Sieg der mildern Partei war freilich nicht ſo leicht errungen worden; es wird berichtet, daß im Berner-Rat ſo ſtarke Kämpfe ſtattfanden, daß Chriſtoph von Steiger einmal für einige Tage ſein Scepter niedergelegt und ſich aufs Land begeben habe. Reichlich wurde von der Regierung der Verräter Ulrich belohnt.

[1]) In verſchiedenen Abſchriften auf der Stadtbibliothek; abgedruckt im Berner Taſchenbuch 1883; der Verfaſſer iſt unbekannt. Engel teilte das Gedicht Haller mit und überließ es ihm zur dichteriſchen Erklärung. Mss. Hist. Helv. III 51, 10.

Um ihn vor der Verachtung des Volkes zu schützen, suchte man seine Verräterei zu verheimlichen; er erhielt 50,000 ℔ Blutgeld und es wurden ihm das Barett und eine Pfarrstelle angetragen. Aus Klugheit, um die Aufmerksamkeit nicht auf sich zu ziehen, wies Ulrich das Barett zurück; dann wurde er Pfarrer in Viglen und später in Kirchberg und Signau. Er war ein talentvoller Mann und liebenswürdiger Gesellschafter, aber sein Verrat war ein offenes Geheimnis, und er selbst soll später sein ganzes Leben lang unter Gewissensbissen gelitten haben.

Am 13. August, morgens 6 Uhr, verließ die traurige Karavane der Verbannten, von ihren Angehörigen und Freunden ein Stück Wegs begleitet, die Stadt. Viele unter ihnen zogen dem bittersten Elend entgegen, fast alle einer traurigen, öden Zukunft. Unter den Verbannten war auch Henzis Bruder, der Leutnant Emanuel Friedrich Henzi, und mit ihren beiden Söhnen, dem vierzehnjährigen Karl und dem 15 Monate alten Ludwig, verließ auch die unglückliche Witwe Henzis, Katharina Malacrida, die Stadt. Als sie sich in Basel von dem heimatlichen Lande trennte, soll sie von verzweifeltem Schmerz überwältigt in die Worte ausgebrochen sein: „Hier meine zwei Söhne, die ich mütterlich liebe; allein, wenn ich wüßte, daß sie nicht einst das Blut ihres Vaters rächen würden, lieber wollte ich sie in den Fluten des Rheines untergehen sehen.“ In Holland, wo sie im bewährten Freunde ihres Gatten, Samuel König, einen Beschützer fand, starb sie nach zwei Jahren, und ihr folgte bald Henzis zweiter Sohn Karl nach; die beiden andern Söhne aber wurden vortreffliche Männer, die im Ausland zu hohen Stellen und Ehren kamen.[1])

Trotz der Vernichtung aller gefährlichen Kräfte konnte jedoch die Bernerregierung immer noch nicht frei aufatmen. Die plötzliche Enthüllung einer großen, nahen Gefahr hatte den Machthabern eine solche Angst eingejagt, daß sie sich auch jetzt nicht davon befreien konnten. Immer wieder tauchten leere, unbegründete Gerüchte von neuen Verschwörungen auf, die Anlaß zu neuer Panik gaben. Man nahm deshalb eine Inspektion der Stadt- und der Landgerichte vor, wo insgeheim die Reden und Gesinnungen der Leute erforscht werden sollten,

[1]) Der älteste Sohn, Rudolf, Erzieher der Prinzen von Orleans, war schriftstellerisch tätig; Ludwig zeichnete sich in österreichischen Diensten bei Marengo aus und stieg zum Oberstleutnant. Seiner Verheiratung mit der ungarischen Baronin von Kordacz wegen verlor er, da sie Katholikin war, das bernische Burgerrecht. Dessen Sohn Heinrich, Generalmajor und Kommandant des Sappeurkorps, wurde als Edler von Aarburm in den Adel erhoben. 1848 ging er bei dem schweizerischen Bundesrate um Rehabilitation seiner Familie ein, „da Bern nunmehr im Besitz einer demokratischen Verfassung sei, die dem Großvater, den Begriffen seiner Zeit vorauseilend, einzuführen bestrebt sei, in welchen vertrauensvollen Versuch er den Tod erlitten und seine Nachkommen geächtet worden.“ Das Gesuch wurde an die Justiz- und Polizeidirektion des Kantons Bern weitergegeben, und Henzi starb, bevor sein Wunsch erfüllt wurde. Er fiel 1849 als Bataillonschef der Orte nach heldenmütiger Verteidigung, sein Sohn trat in die Fußstapfen seines Vaters.

und bei den höchsten Geschlechtern tauchte sogar der Plan auf, zur Wahrung der innern Ruhe und Sicherheit an Stelle der Bürgerwache eine besoldete Garnison von Fremden zu errichten. Dieser Antrag wurde zwar von der gemäßigten Partei abgewiesen und nur Verstärkung der Bürgerwache beschlossen; aber mit neuen Kräften suchte man auf jede Weise die bestehenden Einrichtungen aufrecht zu erhalten. So war denn das alte Staatsgebäude, das ein Henzi so gern nach neuen großen Planen umgebaut hatte, mit all seinen Geschmacklosigkeiten aufs neue festgefügt. Daß ein schweres Unglück vom Vaterlande abgehalten worden sei, davon waren die regierenden Herren überzeugt, und sie sahen sich in ihrer Ansicht durch die zahlreichen Glückwunschadressen, die aus dem ganzen Lande zusammenströmten, bestärkt. Auch spätere Geschichtsschreiber waren darin einig, daß durch die Unterdrückung einer Bewegung, die von den minderwertigen Bürgern ausgegangen, ein Unglück verhütet worden sei. Anders denkt darüber Setscherin, da ja Henzi niemals von Ausschließung des Patriziats von der Regierung gesprochen hatte, sondern nur von denjenigen Elementen, die sich einer solchen Stelle unwürdig gemacht hatten. „Eine nicht kleine Zahl von neuen „Mitgliedern aus patrizischen und plebejischen Familien, — sagt Setscherin — „eine zahlreich erweiterte Bürgerschaft aus angesehenen Familien des Landes in „den beiden Landesteilen und von Eidgenossen hätte neues Leben in die Stadt „und das Regiment gehaucht. Wenn wir neben dem edeln Christoph Steiger „und seinen Freunden, einem Venner Willading, einem Dachselhofer, dann den „größten Gelehrten Berns, Haller, mit seinem Freunde Engel, den nachherigen „Chorschreiber Tschiffeli, mit ihnen Henzi, den trefflichen Gelehrten König, einen „tüchtigen Industriellen, wie den tüchtigen Küpfer, denken, es hätte ein Wett„eifer entstehen mögen, wie einst in der alten Roma, als in langem Kampfe die „Plebejer gleiche Rechte mit dem starren Patriziat erkämpft hatten." Sicher hätten die Franzosen von 1798 ein anderes Bern gefunden.

Im Ausland dachte man zumeist anders über den Vorgang, als es den Herren von Bern angenehm war. Das heimliche Verfahren bei den Untersuchungen und die unanständige Eile in der Vollziehung des Bluturteils gaben allerlei dem Staate Bern nicht eben vorteilhaften Mutmaßungen Raum, und so sah man sich denn zuletzt in Bern gezwungen, die Heimlichkeit zu brechen, um den Gegnern das Feld nicht ganz zu überlassen. Die bloße Anzeige der glücklich unterdrückten Verschwörung an die eidgenössischen Stände und die Fürsten des Auslandes hatte nicht genügt, man verlangte überall genauere Kenntnis des Vorganges, und so entschloß sich der Rat, zur Erklärung und Rechtfertigung ein Manifest ergehen zu lassen. Ausdrücklich wurde dem Verfasser desselben verboten, etwas davon zu sagen, daß das Volk eine solche Erklärung gewünscht habe, noch der ursprünglichen Konstitutionen Erwähnung zu tun. Überhaupt

sollte in dem Manifest kein Ausdruck enthalten sein, der zu „Kritik und Verderbung" Anlaß geben könnte.[1] In diesem Manifest, welches erlassen wurde, „um das Publikum aufzuklären über die in die Welt hinausgestreuten irrigen Reden und ungleichen Impressionen," ist natürlich die apologetische Tendenz nicht zu verkennen: die „Großmut und außerordentliche Clemenz" der Regierung gegenüber einer blutigen Rebellion wird hervorgehoben, Beweise werden keine beigebracht. Dieses Manifest[2] wurde in 3000 Exemplaren deutscher und 1500 Exemplaren französischer Sprache gedruckt und an sämtliche eidgenössische Stände und an Minister und Amtsleute des Auslandes versandt. Zugleich versuchte man auch Äußerungen in der Presse zu paralysieren, aber ohne Erfolg.[3] Ferner tat man alles, um unliebsame Äußerungen der Verbannten zu verhindern. Als Reinhard von Holland aus gefährliche Briefe schrieb, stellte man an die holländische Regierung das Gesuch, den Berner-Verbannten zu deportieren; selbstverständlich wurde diesem Wunsche nicht entsprochen. Am ängstlichsten aber beobachtete man den Kreis von Verbannten, den Küpfer, der in Lörrach eine Fabrik gegründet hatte, um sich versammelt hielt. Tatsächlich wurde dort auch lange der Plan zu einem Gegenmanifest gehegt, der freilich dann nicht zur Ausführung kam.

Im allgemeinen aber mühte sich die Berner Regierung vergeblich ab, die Stimmung im Auslande zu ihren Gunsten zu beeinflussen und die traurigen Eindrücke zu verwischen. Die ruchlose Gewaltsamkeit, mit der man in Bern gegen die Verschwörer verfahren war, rief für die Machthaber keine Sympathie hervor. Die traurigen Nachrichten über die furchtbaren Strafgerichte erschütterten auch Fernerstehende, den tiefsten Eindruck aber machte die Hinrichtung Henzis: Man hatte das Gefühl, daß an Henzi ein Justizmord begangen worden sei, und daß man an ihm einen edeln Menschen verloren, der sich für die großen Güter der Menschheit hingeopfert hatte. „Er starb en héros" sagte Bodmer kurz bei der Nachricht von seinem heldenmütigen Tode. Als Held mußte er den Lesern der Vossischen und der Erlanger Zeitung erscheinen, als Held erschien er vor allem dem 20jährigen Lessing, der mit Eifer die Nachrichten verfolgte. In düsterm Lichte stellte sich ihm die bernische Regierung dar, und um so heller erschien auf diesem dunkeln Hintergrunde engherziger, willkürlicher Gewaltherrschaft die Lichtgestalt des patriotischen Freiheitshelden.

[1] Mss. Hist. Helv. XIV 70, 6.

[2] Ebenda I 58, 2.

[3] Am gefährlichsten erschienen die Äußerungen der Frankfurterzeitungen und der unter der Leitung des Professor Gros erscheinenden Erlangerzeitung, über die sich der Geheime Rat bei dem Frankfurter Rat und bei dem Markgrafen von Bayreuth beklagte.

III.

Lessing und Henzi.

Lessing erklärt[1]), daß in dem ganzen Umfang der neuesten Geschichte keine Begebenheit anzutreffen sei, welche ihn mehr gerührt habe als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, wenn sich der junge Dichter diesen Berner-Patrioten zum Helden einer Tragödie wählte. Lessing stand ja eben in einer Periode seiner religiösen und politischen Befreiung. „Freie Republikanertugend — sagt Erich Schmidt[2]) — wurde jetzt ein Grundtrieb seiner tragischen Entwürfe." Er stand eben im Begriffe Crébillons Catilina zu verdeutschen, da bot sich ihm in seiner Umgebung ein Stoff, dessen dichterische Bearbeitung ihn mehr anzog als die Übertragung einer von Voltaire und Friedrich dem Großen verachteten französischen Tragödie. Wahrscheinlich hat Lessing sich schon 1749 an die Bearbeitung des „Samuel Henzi" gemacht, wenn auch das Fragment erst im Jahre 1753 zur Veröffentlichung gelangte. Den Plan, nach dem er arbeitete, kennen wir aus dem Begleitbriefe, den er dem Fragmente in den Literaturbriefen mitgab und worin er dasselbe rekapituliert. Seine Absicht war, wie er sich ausdrückt[3]): „den Aufrührer im Gegensatze mit dem Patrioten „und den Unterdrücker im Gegensatze mit dem wahren Oberhaupte zu schildern. „Henzi — fährt er fort — ist der Patriot, Ducret der Aufrührer, Steiger das „wahre Oberhaupt und dieser oder jener Ratsherr der Unterdrücker. Henzi, als „ein Mann, bei dem das Herz ebenso vortrefflich als der Geist war, wird von „nichts als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz, keine Lust zu „Veränderungen, keine Rache beseelt ihn; er sucht nichts, als die Freiheit bis zu „ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und sucht es durch die allergelindesten „Mittel, und wann diese nicht anschlagen sollten, durch die allervorsichtigste „Gewalt. Ducret ist das vollkommene Gegenteil. Haß und Blutdurst sind seine „Tugenden und Tollkühnheit sein ganzes Verdienst." Der Inhalt des vorliegen-

[1]) Lessing, Hempel 8 S. 227.
[2]) E. Schmidt, Lessing I. S. 210.
[3]) Lessing H. 8, S. 240.

den Fragmentes aber ist kurz folgender: Im Berner Rathaussaale, wo die Verschwornen sich versammeln wollen, trifft Fenzi vor der Versammlung mit seinem Freunde, dem edeln, begeisterten Patrioten Wernier zusammen. Wernier, der nicht zu der Verschwörung gehört, und dem das veränderte Wesen seines Freundes aufgefallen ist, fragt Fenzi nach dem Grunde seiner Verschlossenheit. Endlich offenbart dieser dem Freunde das Geheimnis der Verschwornen: Edle Patrioten haben sich zur Befreiung der Vaterstadt von drückendem Joche zusammengeschlossen. Am heutigen Tage wollen sie dem Rate ihre Denkschrift vorlegen, und Fenzi soll das Anliegen der Patrioten vertreten. Nur für den Notfall haben sich die Verbündeten mit Waffen versehen und mit den Bauern des Landes ins Einverständnis gesetzt. — Nach dieser Eröffnung tritt auch Wernier mit Freuden der Verschwörung bei, obschon er wenig Hoffnung auf einen entgegenkommenden Willen der Herren hat. – Es folgt eine Unterredung zwischen Fenzi und Ducret. Ducret ist mit Wernier zerfallen, weil dieser ihm die Tochter nicht zur Frau geben wollte, und auch Fenzi fühlt eine lebhafte Abneigung gegen den fremden Aufrührer, der seine selbstsüchtigen Rachepläne mit der heiligen Sache des Patrioten vermischen will. Er gibt ihm deshalb deutlich seine Verachtung zu fühlen, und als Ducret vollends von einer Vorstellung an den Rat abrät, auf Gewalt dringt und Fenzi blutige Mordpläne gegen die Regierung und vor allem gegen den würdigen Schultheißen unterbreitet, nimmt sich Fenzi leidenschaftlich des edeln Steiger an und zerreißt in höchster Entrüstung die Liste mit den Namen des Proskribierten. Ducret ist beleidigt, und da dem ehrgeizigen Aufrührer Fenzi schon lange im Wege steht, so sucht er seinen Nebenbuhler bei den übrigen Verschworenen zu verdächtigen, da er weiß, daß Fenzi das Geheimnis Wernier offenbart hat. Leicht gelingt es ihm, die wankelmütigen Genossen gegen Fenzi aufzustacheln; aber das Auftreten Fenzis und Werniers genügt, um den Groll gegen den verleumdeten Führer zu ersticken. Hier endet das Fragment. Lessing hat uns jedoch selbst gesagt, nach welchem Plane er sein Trauerspiel zu vollenden gedachte. In dem oben zitierten Literaturbriefe lesen wir weiter: „Sie werden „leicht sehen können, daß in diesen Charakteren der Knoten des Stückes gegründet „ist. Fenzi und seine Freunde kennen den Ducret, verabscheuen ihn und suchen „sich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieser aber will selbst Ober„haupt sein und sucht den Fenzi verdächtig zu machen, wozu er sich des Um„standes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihm dieses nicht „gelingt, und daß man ihn völlig vor den Kopf stoßt, so ist nach seiner Gemüts„art nichts natürlicher, als daß er selbst seine Mitverschworenen verräth und sich „aus der Schlinge zu ziehen sucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die „Entdeckung wirklich so zugegangen, und ob Wernier erst an dem Tage der Ent„deckung an dem Geheimnisse Theil genommen; genug, daß Beides sein konnte

„und die Hauptsache darunter nichts leidet. Diese Entdeckung würde ich zu Ende
„des 3. Aufzuges vor sich gehen lassen, so daß sich die Charaktere der Gegenparter
„erst in den beiden letztern entwickelten. Ich würde Steigern sich Henzis ebenso
„eifrig annehmen lassen, als sich Henzi Steigers annimmt. Ich würde nur ge-
„wisse Glieder auf eine blutige Bestrafung dringen und diese ohne Jenes Vor-
„wissen in der Geschwindigkeit geschehen lassen." —

Wenn wir Lessings Tragödie als Kunstwerk begreifen wollen, so müssen wir uns vor allem fragen, wie sich die Dichtung zu den Quellen verhält. Diese Frage aber läßt sich — wie ich schon anfangs bemerkt — nicht so leicht beantworten, da wir die mündlichen Nachrichten nicht kennen; wir wissen nicht einmal genau, woher Lessing sie hatte. Von Sulzer konnten sie nicht herrühren, da Lessing ihn damals noch gar nicht kannte[1]), wahrscheinlich stammten sie von Mylius Schweizerkorrespondenz her.[2]) So viel aber dürfen wir wohl sagen, daß sich Lessing so genau an seine Quellen hielt, als der Dichter in ihm es erlaubte. Er selbst wenigstens glaubte, was die „Charaktere, Knoten und Auflösung" betreffe, „die Wahrheit nirgends beleidigt und hin und wieder nur verschönert zu haben". Das Verhältnis von Lessings Darstellung zu den historischen Tatsachen könnte uns vielleicht am ersten einen Anhaltspunkt zum Rückschluß auf die benutzten Quellen geben, und zwar müssen wir dabei nicht die Handlung, sondern vielmehr die Charaktere ins Auge fassen, da Lessing nur in diesem Punkte auf historische Genauigkeit Anspruch erhob.

In der Darstellung des Helden ist Lessing der historischen Wirklichkeit ungefähr so nahe wie die moderne Geschichtsschreibung. Er kennt an ihm nur den edeln Patrioten, den humanen, maßvollen, gebildeten Mann, den vertrauensvollen Idealisten, den uneigennützigen, begeisterten Verteidiger der Freiheit. Diejenigen Seiten seines Charakters, die den Verfasser des Memorials so groß und bedeutend machen, sein politischer Scharfblick, seine rücksichtslose Unerschrockenheit und Kühnheit, sein glühendes Gerechtigkeits- und Ehrgefühl, seine weitblickende Klugheit, seine praktische Einsicht und das tiefe Verständnis für die wirklichen Bedürfnisse des Bernervolkes sind Lessing, sowie Henzis Biographen, entgangen. Die Darstellung aber, die Lessing von dem Helden seiner Tragödie gibt, stimmt ganz überein mit den Nachrichten in der Vossischen, der Frankfurter- und Erlangerzeitung und der Gazette de Leyde. Dort erscheint Henzi als der maßvolle, humane, edeldenkende Idealist; die Gazette de Leyde nennt ihn geradezu: «le plus grand homme, que la Suisse ait produit, tant pour les sentimens du cœur que pour la beauté de son génie et l'étendue de ses connaissances.»[3])

[1]) Lessing B. 8 S. 228.
[2]) Ebenda II II S. 436.
[3]) Berner Stadtbibliothek. Mss. Hist. Helv. III 51, II.

Jener Eigenschaften aber, die Henzi zum Führer der Memorialisten machten, und die ihn unter günstigeren Verhältnissen zum Staatsreformator gemacht hätten, geschieht nirgends Meldung. Wenn Henzi als Märtyrer der Freiheit erscheinen sollte, als den seine Freunde ihn sehen wollten, so mußte er schuldlos sein, und das war er in den Augen seiner Zeit nur dann, wenn er frei von dem Gefühl der Rache und gekränkten Ehre, ohne den Gedanken an Umsturz oder gar Vernichtung der größten Feinde der Freiheit einzig und allein humane Forderungen und ideale Ziele im Auge hatte. Darum mußte er um jeden Preis als der vertrauensselige, unpraktische Idealist gezeichnet werden, als der Passive, beinahe wider seinen Willen von der Bewegung Geschobene. Dieses einseitige Urteil seiner Freunde mag ebenso gut wie die Verleumdungen seiner Gegner dazu beigetragen haben, daß Henzis Bild bis auf unsere Tage ein so unbestimmtes geblieben ist. Daß ein Reformator mit wuchtigem Schritte auftreten muß, und daß ein Befreier sich nicht scheuen darf, das Schwert zur Hand zu nehmen, wenn er alte Übelstände beseitigen und neuen Ideen zum Sieg verhelfen will, das scheinen Henzis Zeitgenossen nicht begriffen zu haben. Zu sehr war der Glaube an das Gottesgnadentum der Regierung noch eingewurzelt, zu unerhört der Gedanke an Revolution. Wenn auch Lessing in diesem Punkte ähnlich dachte und seinen Henzi nur mit denjenigen Zügen ausstattete, die dessen Freunde ihm zugestanden, obschon der harmonische, leidenschaftslose und gemäßigte Mann zum dramatischen Helden sich wenig eignete, so darf uns das nicht wundern; mußte doch selbst noch Schiller seinem Tell den Monolog und die Parricida-Scene gewähren, um den Tyrannenmord zu entschuldigen.

Der Wirklichkeit sehr nahe ist Lessing in der Darstellung des Schultheißen, wenn wir nämlich an den amtierenden Christoph von Steiger denken. Ich glaube aber mit Recht annehmen zu dürfen, daß hier eine Verwechslung zwischen den beiden gleichnamigen Amtsgenossen stattgefunden habe. In der Vossischen steht nur die kurze Notiz, „der Hr. Steiger, erster Schultheiß," habe gegen Henzis und Werniers Tod gesprochen. Aus der Tatsache aber, daß Lessing immer nur von dem Schultheißen Steiger spricht, scheint mir hervorzugehen, daß er nichts von der Existenz zweier Männer dieses Namens und noch viel weniger von ihrer verschieden- und eigenartigen Stellung zu der Verschwörung wußte; denn ein solches Moment hatte sich der Dichter wohl kaum entgehen lassen können. Unter dem „wahren Oberhaupte", dem Vater des Vaterlandes, hatte sich aber wahrscheinlich Lessing den weit bekannteren greisen Jak von Steiger gedacht. Denn diesen Namen kannte der Dichter, und er mußte ihn mit den vorteilhaftesten Vorstellungen verbinden. In dem Tone höchster Begeisterung hatte der große Haller den Berner Schultheißen Jak von Steiger besungen.[1]) Er erhob seinen

[1]) Hirzel, A. v. Haller, S. 143 ff. 146 ff. 230 ff.

Namen unter diejenigen der großen Helden der Vergangenheit, er vor allem pries auch die reine Menschlichkeit und wahre Güte des Oberhauptes der Stadt, „die Freundlichkeit der holden Sitten — die auch der Feinde Herz erstritten“ [1]), er verehrte ihn als den Vater des Volkes:

„Du bist's ja, wo man Trost geht holen,
„Von dem kein Antlitz traurig weicht;
„Das Elend ist dir anbefohlen,
„Bei dir wird aller Kummer leicht.
„Sieh, Vater, Herrscher, Helfer, Richter,
„Ein ganzes Volk ruft dir zugleich:
„Erwacht ihr teuren Augenlichter,
„Wir sind verloren ohne euch!“ [2])

Lessing kannte seinen Haller. Nach Hallers Darstellung wollte er wohl den Mann zeichnen, dessen sich Henzi in dem Fragment so lebhaft annimmt, und der sich in der Tragödie gegen die blutige Bestrafung wehren sollte, nicht ahnend, daß die Vossische Zeitung einen andern meinte, und daß Hallers Darstellung der Wirklichkeit nicht entsprach. Auch die Tradition hat übrigens die beiden Männer verwechselt und den bekannten Namen Isak in rühmlicher Weise mit der Verschwörung verbunden. Setzscherin aber hat in seinem Werke die beiden Männer klar auseinandergehalten und an den richtigen Platz gestellt. Isak von Steiger war durchaus nicht der edle und geliebte Vater des Volkes, wie ihn Haller, der zu dem greisen Schultheißen in näheren Beziehungen stand, zeichnete. Von allen Gewalthabern war er, das Haupt der „Unbedingten“, der Verhaßteste. Gegen ihn waren schon früher Pamphlete gerichtet worden, er war der durch die Verschwornen am meisten Bedrohte; deshalb machte ihm auch die Entdeckung der Verschwörung einen so furchtbaren Eindruck, daß er sich davon nicht mehr erholte. Er starb im Dezember desselben Jahres. Ihm gegenüber steht Christoph v. Steiger (geb. 1694) als der Vertreter der gemäßigten und klarerblickenden Partei. Gegen ihn war der Haß der Verschworenen nicht gerichtet, er war ein beliebter Mann. Mit schönem Mute trat er für das Leben Henzis und Werniers ein, und ihm hauptsächlich ist es zu verdanken, daß nach der traurigen Hinrichtung die gemäßigte Partei siegte und keine neuen Bluturteile mehr zustande kamen. Auch in spätern Jahren behielt er sich immer ein klareres Auge für seine Zeit als die meisten andern Herren des Rates. Zu Henzi aber hatte Christoph von Steiger vollends in intimen Beziehungen gestanden. Er war der Pate von Henzis Sohn, wie auch sein Vater (Schultheiß Christoph von Steiger, gest. 1731) schon Henzis Pate gewesen, und als er im Jahre 1747 zum Schultheißen gewählt worden war, hatte Henzi in einem Sonette seine Gerechtigkeitsliebe und Uneigennützig-

[1]) Ebenda S. 147, 25 f.
[2]) Ebenda S. 232, 49—56.

keit besungen, nicht ohne versteckte Anspielung auf die unersättliche Habgier seines Kollegen Isak von Steiger. — Wenn wir uns aber unter Lessings Steiger Christoph vorstellen, dann ist die Darstellung in diesem Punkte — freilich mehr zufälligerweise — der Wirklichkeit sehr nahe. Anders verhält es sich mit den übrigen Personen des Fragments, die mit ihren historischen Vorbildern nur wenig oder gar keine Ähnlichkeit haben. Der Kaufmann Wernier, den die Geschichte als einen Schwachgeist und elenden, ausschweifenden Menschen bezeichnet, hat mit dem edeln, hochdenkenden, tatkräftigen Patrioten Lessings keinen Zug gemein, und der heißblütige, interessante Ducret war der elende Verräter nicht, den wir aus dem Fragmente kennen lernen. Ebenso erscheinen Wyß, Sueter und Rychard als willkürliche Geschöpfe der dichterischen Phantasie. Diese Entstellung lag wohl nicht in Lessings Absicht, da sich der junge Dichter ja ausdrücklich auf die historische Genauigkeit in der Darstellung der Charaktere berief. Ob hier dem Dichter vielleicht unbekannte und falsche Quellen vorlagen, läßt sich nicht entscheiden; jedoch scheint mir zu einer Erklärung von Lessings Darstellung auch das vorliegende Material zu genügen. Die Nachrichten in der Vossischen über Ducret, Sueter und Wernier sind sehr spärlich und geben der dichterischen Phantasie vollen Spielraum. Wernier wird einfach mit Henzi zusammen als Märtyrer der öffentlichen Freiheit genannt,[1]) und somit war Lessings Auffassung von dem Manne gegeben, der ihm um so sympathischer sein mußte, als Steiger für sein Leben eingetreten war. Die Nachrichten über Ducret waren aber so zweideutiger Art, daß der Dichter daraus leicht falsche Schlüsse ziehen und in ihm einen elenden Verräter sehen konnte. Jedenfalls mußte es auffallen, daß derjenige, der als erster unter den Aufrührern genannt worden war, endlich ohne Todesstrafe ausging, und die Nachricht, daß Ducret, wahrscheinlich, weil er einen bösen Ausgang befürchtet, sich so klug benommen habe, daß man ihm nichts hätte anhaben können,[2]) war durchaus nicht geeignet, Sympathie für den vorsichtig berechnenden fremden Aufrührer, von dem auch andere Zeitungen sehr ungünstig sprachen,[3]) zu erregen. Es mußte deshalb dem jungen Dramatiker der Gedanke nahe liegen, aus Ducret eine Kontrastfigur zu Henzi zu schaffen, und es ist dabei nicht einmal notwendig, daß Lessing von dem Verhältnis zwischen Henzi und Ducret, das zwar nicht eben feindlicher, doch auch nicht freundlicher Art gewesen, Nachricht gehabt. Es ist bezeichnend für den kritischen Blick des jungen Lessing, daß er diese Kontrastfigur nicht unter den Feinden Henzis, sondern unter seinen Verbündeten schuf, und es war ein guter Griff, daß er den Schultheißen als Henzis Freund zeichnete, wodurch die Tragik des Stückes

[1]) Lessing G. II. II. S. 447.
[2]) Ebenda S. 462.
[3]) Vgl. Gazette de Leyde. Berner Stadtbibliothek. Miss. Hist. Helv. III 51, 11.

gesteigert wurde. Ein guter Griff war es auch, daß er Schatten und Licht auf beide Seiten verteilte und nicht — was doch so nahe lag — die Regierung Berns in den dunkelsten Tönen malte. Mögen auch immer die Kontrastfiguren Henzi-Ducret etwas zu grell wirken, so wird doch gerade dadurch, daß Henzi dem Ehrgeiz und der Kopflosigkeit seiner eigenen Parteigenossen zum Opfer fällt, die tragische Wirkung gesteigert, oder hätte gesteigert werden können; denn in Wirklichkeit machen die anderthalb Akte des Lessingschen Fragmentes recht wenig Eindruck auf uns, und vor allem wirken sie nicht dramatisch. Das Fragment krankt an dem Grundfehler, daß es zu wenig Handlung hat. Alles ist auf die Charaktere allein abgestellt, und die peinliche Beobachtung der beiden Einheiten, gegen die Lessing später so energisch zu Felde ziehen sollte, beeinträchtigt die Wahrscheinlichkeit (wenn die Verschwornen sich im Rathaussaale versammeln) und verunmöglicht von vornherein jede lebhaftere Handlung. Dafür vernehmen wir lange Tiraden über Tugend und Freiheit, Moralpredigten in schweren Alexandrinern; der Vorwurf, den Ducret Sueter macht, er spreche den Helden gleich, „die auf der Bühne stehn und auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen, -- dem Volk die Tugenden im falschen Licht zu zeigen", trifft so ziemlich alle Beteiligten, — es wird viel zu viel gesprochen. In die Lage Berns und die bernischen Verhältnisse bekommen wir keinen rechten Einblick, ganz abgesehen davon, daß das Ganze völlig kostümlos ist. Und doch hat Lessing in diesem anscheinend so regelmäßigen und den Traditionen der französischen Bühne so getreuen Stücke Neuerungen unternommen, die auch ein Voltaire nicht gewagt hatte. Daß in dem Stücke keine Frauenrollen vorkommen, war nicht unerhört, dies war schon in Voltaires «Mort de César» der Fall gewesen. Aber Lessing wagte den kühnen Griff in seine eigene Zeit, er stellte Menschen, deren Namen eben durch alle Zeitungen liefen, auf die Bühne und machte sie zu den Helden einer Tragödie, und diese Helden waren gewöhnliche Bürger einer kleinen Stadt. Dies war ein kühnes Unternehmen, ein entscheidender Schritt auf neuer Bahn. Aber noch war Lessing von den alten, ausgetretenen Wegen nicht völlig abgewichen. Der Dichter des Samuel Henzi stand in einer wichtigen Übergangszeit: Er ahnte das Neue, aber er hatte sich von dem Alten noch nicht ganz befreit. Dies spricht auch aus dem Literaturbriefe, den Lessing seinem Fragmente mitgab: Auch der junge Dramaturge hat die alten Fesseln noch nicht völlig abgelegt. Noch erkennt er die Einheitsregeln der Franzosen an — ohne freilich von ihrer Notwendigkeit völlig überzeugt zu sein, — aber er berührt bereits Fragen, denen er später große Wichtigkeit beimessen sollte. Über das Verhältnis des Dichters zur historischen Wahrheit spricht Lessing schon hier die Gedanken aus, die sich prägnanter formuliert in der Dramaturgie wiederfinden. Er besaß den Mut etwas Neues zu wagen, aber er fühlte sich noch nicht stark genug, um sich

von der alten Form zu befreien. Den Stempel dieser Übergangsperiode trägt das Henzi-Fragment. Der junge Dichter wollte in alter Form neue Ideen zum Ausdruck bringen, und an dieser alten Form scheiterte die Tragödie. Wenn freilich Erich Schmidt das Fragment geradezu ein „verfehltes Redestück" nennt, so erscheint dieses Urteil doch etwas zu scharf; denn trotz der ermüdenden Sprache und dem Mangel an Handlung ist eine gewisse dramatische Spannung am Schlusse des Fragmentes nicht zu verkennen. Vor allem aber dürfen wir bei der Beurteilung des unvollendeten Jugendwerkes unseres großen Dichters eines nicht vergessen: Es war eine Tat des zwanzigjährigen Lessing, so kühn gegen die Forderungen des französischen Theaters zu protestieren. In kurzer Zeit sollte er sich ja auch formell und sprachlich von den Franzosen emanzipieren. Das Jahr 1755 brachte die Miß Sara Sampson.

Der revolutionäre Stoff der Tragödie und dessen Behandlung haben Danzel auf die Vermutung gebracht, Lessing sei bei der Wahl des Stoffes und der Ausführung des Stückes von Shakespeares Julius Cäsar, der kurz vorher (1741) in der Übersetzung des Herrn von Borck erschienen war, angeregt und beeinflußt worden. Robert Pilger, der Herausgeber der Literaturbriefe in der Hempelausgabe, nimmt diese Behauptung Danzels ohne weiteres an und weist geradezu darauf hin, daß Henzi ein interessanter Beleg für die erste Einwirkung Shakespeares auf Lessing sei.[1]) Erich Schmidt dagegen weist die Verwandtschaft des Fragmentes mit Julius Cäsar rundweg ab:[2]) „Und diese, nur mit Worten „kämpfende Verschwörung, — sagt er — eingepfercht in einen offiziellen Raum, „soll an Shakespeares Julius Cäsar mahnen, wo der Aufruhr in den Straßen „lodert und eine bunte Volksmenge mit anschwellendem Zuruf den Leichenredner „Marc Anton umdrängt! Lessing hätte die römisch-britischen Vorbilder für seine „Schweizer in Borcks Alexandrinerparaphrase gefunden: Henzi wäre Brutus, „Wernier ein bezähmter Cassius, zugleich ein Ersatz für Porcia, Ducret ein her„untergekommener Antonius! Darauf ist zu erwidern, daß jeder edle Freiheits„held mehr oder weniger der Familie Brutus angehört, daß aber Wernier keinen „Funken Shakespearetum und der übelberufene Ducret in Lessings Stück nur „Voltairische, Crébillonische, ja die Charakteristik alter Aktionen zeigt. Die Sucre, „Wyß, Rychard endlich, sind all der individualisierenden Kunst bar, die Shake„speare selbst der geringsten Nebenperson gönnt."

Es muß zugegeben werden, daß Danzels Ausführung allerdings sehr stark nach nutzloser Spitzfindigkeit aussieht, wenn er in Wernier Cassius und Porcia zugleich zu sehen glaubt und in Steiger „Cäsar, insofern er nicht hätte ermordet

[1]) Lessing 5. S. S. 155.
[2]) Erich Schmidt, Lessing I. S. 215.

werden sollen", erkennt, oder wenn er im Alexandriner den Einfluß der Borck'schen Sprache nachweisen will. Aber auch E. Schmidts Ausführung scheint mir mehr nur eine Zurückweisung als eine Widerlegung von Danzels Behauptung zu sein. Freilich erinnert das Fragment nicht an Shakespeare, obschon mir die Nebenpersonen durchaus nicht so aller individualisierenden Kunst bar zu sein scheinen; es sind gewiß auch Abstufungen in ihren Charakteren vorhanden. Aber es ist doch denkbar, daß der Dichter von einem Kunstwerke zum dichterischen Schaffen angeregt werden kann, ohne daß sich diese Anregung auf den ersten Blick erkennen ließe. Und ein Lessing wird gewiß nicht eine Copie liefern, wie es etwa gelegentlich Bodmer gethan. Es könnte auch geltend gemacht werden, daß in dem Fragment keine Allusion auf die Cäsar-Mörder vorliegt, während Lessing es ja sonst liebt, an sein Vorbild zu erinnern;[1]) denn wenn auch Wernier Henzi zuruft: „O, wer gleich Brutus denkt, sich auch „gleich Bruto wagte", so kann sich diese Stelle nicht auf den Cäsar-Mörder beziehen, sondern nur auf jenen Brutus, den Lessing bald nachher zum Helden einer neuen Tragödie (Das befreite Rom, 1757) machen wollte. Gleichwohl glaube ich, daß Danzel mit seiner Vermutung nicht Unrecht hat. Daß der junge Lessing sich mit Cäsar beschäftigte, beweist das Gedicht „Die wider den Cäsar verschwornen Helden", und dann scheint mir die Ähnlichkeit zwischen den Scenen Henzi-Wernier einerseits, Brutus-Cassius und Brutus-Porcia andererseits zu auffallend, als daß man sie leichthin übersehen könnte.

Das Fragment Samuel Henzi, das 1753 in den kritischen Briefen Lessings erschien, machte auf die Zeitgenossen einen sehr verschiedenartigen Eindruck. Die einen jubelten der eigenartigen Schöpfung des jungen Dichters zu, während man in andern Kreisen und besonders in der Schweiz über diese Verherrlichung des Berner Rebellen geradezu entrüstet war. So wurde das Stück von den einen zu sehr erhoben, während man besonders von Bern aus Lessings Darstellung zu widerlegen und womöglich die Vollendung der Tragödie zu verhindern suchte. Als Beispiel für die verschiedene Aufnahme des Stückes mögen zwei Rezensionen folgen, die kurz nacheinander am 31. Dez. 1753 und am 23. März 1754 in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" erschienen. Die erste stammt von Michaelis, der den ersten und zweiten Band der Lessingschen Schriften anzeigte, und lautet:[2]) „Der Anhang des Trauerspiels Samuel Henzi, so im 2. Teile stehet, hat alles „vorige übertroffen. Eine Probe können wir davon nicht geben, denn alles ist „Probe: Der Affect ist unnachahmlich stark, die Kürze und das Ende ist uns „recht verdrießlich gewesen, und wenn Herr L. unsere Bitte bei sich gelten

[1]) Vgl. Miß Sara und Emilia Galotti, wo auf Medea und Virginia hingewiesen wird.
[2]) Lessing G. 11 II. S. 437.

„lassen will, so wird er es uns bald ganz zu lesen geben." Die zweite Rezension, die von Haller herrührt, sucht die Unrichtigkeit in Lessings Darstellung nachzuweisen. Hier heißt es,[1]) die Charaktere der Personen und Volker müßten in der Tragödie immer beibehalten werden, „wenn man aber eine andere Geschichte „beschreibt, — sagt der Rezensent — so hat man eine noch viel größere Ver„pflichtung, die Wahrheit zu sagen. Und hier hat Hr. L. gar sehr gefehlt, ob „wir wohl ganz gerne diesen Fehler auf diejenigen mündlichen Nachrichten „zurückschieben, die er zum Grunde des Trauerspiels gelegt hat. Wir sind aber „der Wahrheit und Gerechtigkeit schuldig, die Charaktere der unglücklichen „Verschwornen nach der Natur abzuschildern, weil sie unser Dichter zum Nachteil „einer beträchtlichen Republik verstellt hat. Es ist actenmäßig durch die Be„kenntnisse der Schuldigen erwiesen, daß Micheli Ducret, der eben damals schon „in einem freien Gefängnisse war, nicht der Urheber der blutigen Rathschläge ist, „die man in Bern hat ausführen wollen. Er war und ist noch ein Enthusiast „für die Demokratie, und er gab den Verschwornen Räthe, aber nicht so grau„same. Die grausamen Anschläge sind in Suetters, Werniers und anderer Gehirne „theils ausgebrütet und theils gehegt worden, und Henzi hat sich denselben „gar nicht widersetzt. Er war dabei so wenig ein Mitglied des Rathes, oder „seines Amtes beraubt, als Einer der Andern, und sie hatten Alle wohl Ursache, „wenn es ohne Laster hätte geschehen können, eine Veränderung ihrer Umstände „zu wünschen. Werniers Charakter ist unendlich verstellt, und Micheli hat „niemals daran gedacht, die Zusammenverschwörung zu offenbaren. Wir wollen „das Unglück schonen und diejenigen, die ihre Uebelthat mit ihrem Blute bezahlt „haben, in ihrem bedauerlichen Grabe ruhen lassen, sonst könnten wir Alles „in ein helleres Licht setzen und zumal vom Henzi ganz andere Gemüthseigen„schaften erinnerlich machen, als ihm der Hr. L. zuschreibt."

Daß Haller, der seit 1745 Mitglied des großen Rates in Bern und mit Henzi niemals befreundet gewesen war (als Mitglied der deutschen Gesellschaft war er sogar Henzis literarischer Gegner), für die Ehre der Bernerbehörden eintrat, ist natürlich.[2]) Wohl sah er die Schwächen der Berner Regierung so klar ein als nur einer, und die Verschwörung war in seinen Augen nichts anderes, als eine notwendige traurige Folge der herrschenden Zustände; aber als Mitglied des Rates und als Bernerpatriot suchte er doch nach außen hin die Ehre der Regierung zu schützen und trat einer allzu günstigen Darstellung der Verschworenen entgegen. Ja, er schrieb sogar persönlich an Lessing, um ihn an der Vollendung der Tragödie zu verhindern. Hallers Benehmen ist uns

[1]) Ebenda S. 437 f.

[2]) Über Hallers Verhältnis zu der Henzi-Verschwörung vergl. Hirzel, A. von Haller S. CCLXXIX—CCLXXXIII, CCCXLVIII f. f.

begreiflich. Eher könnten wir uns wundern, wenn wir sehen, daß selbst unbeteiligte und freidenkende Schweizer die Verherrlichung des Berner Rebellen nicht gern sahen, und daß Henzis Freund, Bodmer, sich bemühte, die ersten Bände von Lessings Schriften der Zürcher Zensur zu opfern, „wegen einer den „loblichen Stand Bern ehrrührig angehenden pièce." [1]) Man empfand eben in der Schweiz diese Bloßstellung des Berner-Rates als eine arge Indiskretion von Seiten des jungen Lessing, und deshalb war man bemüht, die Ausführung der Tragödie zu hintertreiben.

Wie wir wissen, ist Lessings Samuel Henzi auch wirklich Fragment geblieben. Es geschah dies wohl kaum aus Rücksicht auf den loblichen Stand Bern oder gar, wie eine Sage ging, weil Lessing der Mund mit Gold gestopft worden. Noch im Spätjahr 1755 erklärte Lessing, gereizt durch jenen Brief Hallers, der ihn von Vollendung der Tragödie abmahnte, daß er nun das Ganze herausgeben und nur die Namen ändern wolle. [2]) Aber Lessings Entwicklung ging zu rasch vorwärts, er war über sein Werk hinausgewachsen. Im Frühling 1755 hatte er die Miß Sara Sampson abgeschlossen, und nun hätte er zurückkehren sollen zu den schweren Alexandrinern des Henzifragmentes? zu seinem maßvollen, undramatischen Freiheitshelden, den ihm die Zeitungspolemik so gründlich zu verleiden suchte? Lessing war gewiß nicht der Mann dazu, auf einen überwundenen Standpunkt zurückzukehren. Ihn trieb es rastlos vorwärts auf freie Bahn, größern Zielen entgegen. Das Motiv des revolutionären Freiheitshelden behielt er aber noch lange im Auge, und freie Republikanertugend zog ihn auch jetzt noch an; aber er suchte sie nicht mehr in seiner Zeit. Livius lieferte ihm den Stoff zu dem Drama, das er 1757 entwarf, das befreite Rom. Bei Livius fand er auch noch eine andere Erzählung, die freie Republikanertugend atmete, die Geschichte der Virginia, und der reife, auf der Höhe seines dramatischen Könnens stehende Lessing schenkte der deutschen Bühne die Emilia Galotti.

[1]) E. Schmidt, Lessing I S. 216.
[2]) Hirzel, A. von Haller, S. CCCXLVIII f. Brief Zimmermanns an Haller.

Verzeichnis der auf die Geschichte des Kantons Bern bezüglichen Publikationen des Jahres 1903.

—

Anderegg, F. Dr. Albrecht v. Hallers Bedeutung für die schweiz. Landwirtschaft. Ein Beitrag zur Agrargeschichte der Schweiz. 8°, 52 S. Bern, Jent.

Archiv des historischen Vereins des Kts Bern. Bd. XVI, Heft 3. 8°, S. 475–651. Bern, Stämpfli. – Inhalt: A. v. Steiger, Die Verleihung der Fahnen an die Schweizerregimenter im Dienste des Königreichs der Niederlande — Ad. Fluri, Beschreibung der deutschen Schule zu Bern. Aufzeichnungen der deutschen Lehrmeister Gabriel Hermann (1556–1632) u. Wilhelm Lutz (1625–1700). Einleitung.

Bähler, A. Benedikt Rechbergers Bielerchronik 1524–1566. 8°, 41 S. (Separatabzug aus dem Schweizer Handels-Courier 1902.)

Nachtrag hiezu. 8°, 35 S. Ebd.

Der Juraplatz in Biel einst und jetzt. (Handels-Courier 1902, Nr 152.)

Bähler, Ed. Bern und die Genfer Escalade 1602. Vortrag. 8°, 29 S. Biel, Druckerei Schüler. 1902.

Baumgartner, A. Heinrich Baumgartner, gew. Pfarrer in Brienz. 8°, 51 S. Interlaken, Wyss.

Büchi, A. Die deutsche Sprache in der Westschweiz. (Schweizerische Rundschau 1903.)

Charvériat, E. Jean-Louis d'Erlach. 18°, 152 p. Lyon, Rey.

Corthésy, H. Etude historique sur la vallée des Ormonts. Les seigneurs et la communauté avec quelques observations sur le Chablais. Lausanne, Payot. 1902.

Daucourt, A. Histoire de la Seigneurie de Spiegelberg ou des Franches-Montagnes. (Le Pays du Dimanche, n° 208 ss. Porrentruy.)

— Traditions populaires jurassiennes. (Schw. Archiv f. Volkskunde VII, 169–187.)

Durrer, R. Die Unruhen in Nidwalden nach dem Sturze der Mediationsverfassung und der Uebergang Engelbergs an Obwalden. (Jahrbuch für schweiz. Geschichte XXVIII, 89–244. Betrifft u. a. Prof. Karl Ludwig von Haller.)

Enthüllungen aus dem konservativen Lager: Charakteristik von Landammann Blösch. Die Fusion von 1854. (Weltchronik Nr. 21 bis 24.)

Erinnerung an Dr. Alfred Kaufmann 1857-1903. (Von Fr. Kaufmann und J. Dierauer.) 8°, 10 S. St. Gallen, Zollikofer.

Feller, R. Fastnachtspiel im Seftiger Amt. (Bund Nr. 67.)

Fries, Graf August von. Die Grafen von Fries. Eine genealogische Studie. 2. Aufl. 8°, 205 S. Dresden, Heinrich.

Gautherot, G. La République Jurassienne de Moutiers-Grand-Val et la Révolution française 1793—1797. 8°, 15 p. Besançon, Jacquin.

Geiser, K. Entwicklung und Neugestaltung des Gemeindewesens im Kanton Bern. Im Auftrage der Direktion des Gemeindewesens dargestellt. 8°, 188 S. Bern, Druckerei Ott und Bolliger.

Gfrörer, Fr. Franz Bär, Weihbischof von Basel 1550–1611. (Zeitschr. für GORheins 57, 86 bis 104.)

Graf, J. H. Die Ueberschwemmungen des Seelandes und die Korrektionsversuche an der Aare und Zihl im 18. Jahrh. (Mitteil. der Naturforsch. Ges. in Bern. 1902. S. 240-244.)

— Notizen zur Gesch. der Mathematik und der Naturwissenschaft in der Schweiz. (Ebd. S 245–254.)

v. Greyerz, O. Hans Rud. Manuels Weinspiel oder Fastnachtspiel von der Trunknen Rott, aus dem J. 1548 Zur ersten Aufführung in Bern eingerichtet und gekürzt 8°, 47 S. Bern, Neukomm.

Grüninger, J. Adrian von Bubenberg. Schauspiel 8°, 128 S. Uznach, Buchdr. Oberholzer.

Günther, S. Die Vergletscherung vordem eisfrei gewesener Pässe (Berner-Heim.)

Gurlitt, C. Historische Städtebilder Bd. IV: Bern, Zürich. Text mit Abbild. in gr Fol Berlin, Wasmuth.

Haag, Fr. Die hohen Schulen zu Bern in ihrer geschichtlichen Entwicklung von 1528 1834. Mit besonderer Berücksichtigung der kulturhistorischen Verhältnisse. Mit einer Einleitung über das Franziskanerkloster, von H Türler. Herausgegeben von der Direktion des Unterrichtswesens und dem Senat der Hochschule bei der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes am 4. Juni 1903. 4°, 272 S. Mit Illustrationen. Bern, Lehrmittelverlag.

Haldimann, H. Der Vokalismus der Mundart von Goldbach. Berner Dissert. Heidelberg, Winter. (Zeitschr für hochd Mundarten von Heilig und Lenz IV, 295–351)

Haller, Otti. Ist Gotthelf Naturalist? (Sonntagsbl. d. Bund, Nr 43 f.)

Hofer, P. Auszüge über Fensterschenkungen aus den Seckelmeisterrechnungen von Thun (Anzeiger für schweiz. Altertumskunde IV, 208 bis 216)

Hunziker, R. Jeremias Gotthelf und J. J Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen. Mit 13 ungedruckten Briefen Gotthelfs. 8°, Zürich, Schultheß. Sr. 4. (R.: Sonntagsbl. d. Bund, Nr. 25).

Jahns, M. Geschichtliche Aufsätze. Herausg. von K. Pontschau. 8°, 542 S Berlin. Paetel. (Darin: Die Trilogie Karls des Kühnen, S. 131–223. — Die Schlacht von Pavia, S. 224–360)

Jscher, R. Episode aus dem Familienleben Albrechts von Haller. Sonntagsblatt des Bund, Nr. 45 f.)

Karsch, F. Quellenmaterial zur Beurteilung angeblicher u wirklicher Uranier. 8°. Leipzig, Spohr (Darin Bd. II, 557–614: Franz Desgouttes [1785–1817] von Bern.)

Kasser, H. Zwei Wappenscheiben in der Kirche von Worb. (Schw. Arch. f. Heraldik XVII, 24–28.)

- Ehrenkette, Kleid und Schwert des Andreas Wild von Wynigen. (Anz. f. schweiz Altertumskunde IV, 298 305).

- Jahresbericht des histor. Museums in Bern pro 1902 8°, 74 S. Bern, Wyß.

— Aus dem bernischen histor. Museum: Das v. Mülinen-Zimmer von 1645 (Berner-Heim).

Kohler, A. Sceaux académiques vaudois. (Arch. hér. suisses p. 86–89.)

Kraft, A. Das Kirchlein v. Eimgen. (Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde V, 28 33.)

Krauß, R. Albrecht von Haller u. Herzog Karl von Württemberg. (Sonntagsbl. des Bund Nr. 21.)

Kunstdenkmäler, Berner. Herausg. v. kantonalen Verein z. Förderung d. hist. Museums u s. w. Sol. Text und Tafeln. Bern, Wyß.

1. Jahrgang: Altes histor. Museum in Bern (Auer). - Altarbild: Niclaus Manuel als St. Lucas malt die hl. Madonna (Schaffroth) — Silberner Pokal und Bär, Geschenk v. Martin Zobel (1583) (v. Rodt). — Hochrelief in Terracotta von Prof. Sonnenschein (Kasser). Der Harnisch von Missaglia in Bern (Keller) — Die silberne Monstranz von Laufen (Stammler). — Die Malereien in der Thurmhalle der Kirche zu Thun (Hopf) — Votivgemälde des Hans Rud Nägeli und seiner Familie. Porträt des Schultheißen Nägeli (v Mülinen). — Das Schloß zu Burgdorf (Keller). — Die Platte zu Zobels Becher (Kasser). — Scheibe aus der Kirche von Jegenstorf (Münger). — Decke der Bibliothek in Pruntrut (Propper).

2. Jahrg.: Haus in Erlach (Propper). — Das Adlerpult im Berner Münster (Stammler). — Dea Artio (Thormann) — Zwei silbervergoldete Pokale, „Sankhauser-Becher" (Kasser). —

Landmann, J. Die auswärtigen Kapitalanlagen aus dem Berner Staatsschatz im XVIII. Jahrhundert. Eine finanzhistorische Studie. Erster Teil (Jahrbuch f. schweiz. Geschichte XXVIII, 1–128.)

Lehmann, H. Die Glasgemälde in den aargauischen Kirchen und öffentlichen Gebäuden (Anzeiger für schweiz Altertumskunde IV, 184 ff., 306 ff.)

v. Liebenau, Th. Der Tag von Aosta vom 11. Dez. 1535. (Anzeiger für schweiz Gesch. 1902, S. 108.)

Die Freiherren von Rothenburg und Wolhusen. 4°. 48 S. Mit 2 Siegeltafeln.

— Zweck der bernerischen Festungen. (Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde V, 97.)

Mülinen, W. F. von. Miszelle aus dem Schwabenkrieg. (Anz. f. schweiz. Gesch. S. 159.)

- Ein Abgangszeugnis. (Ebd. S. 160.)

— Urkunden zur Reichsburg von Lausanne. (Ebd. S. 174—178.)

— Wappenschmuck im alten Bubenberghause zu Bern. (Arch. hér. suisses 17, 114—116.)

Maag, A. Die Schweizerregimenter im Feldzuge nach Catania, April 1849. (Basler Nachrichten, April und Mai.)

— Erlebnisse der neapolitanischen Schweizerregimenter Riedmatten und Muralt im Feldzug von Catania u. Palermo 1849 (Bernerheim.)

– Die Ausgrabungen in Petinesca. (Basler Nachr. Nr. 19.)

Neujahrsblatt 1903 der Literarischen Gesellschaft Bern: R. Fischer, Johann Georg Altmann (1695—1758), die Deutsche Gesellschaft und die moralischen Wochenschriften in Bern. — (G. Tobler), Bernische Literatur 1902. 4°. 102 S. Bern, Wyß.

Neujahrsblatt des historischen Vereins des Kts. Bern: Theophil Studer, Edmund von Fellenberg. Ein Lebensbild. 4°. 29 S. Bern, Wyß.

Nüscheler, R. A. Bernische Wappenscheiben aus Königsfelden. (Schw. Archiv für Heraldik XVII, 40—43.)

Ochsenbein, R. Der kleinere Sankhauser-Becher im histor. Museum in Bern. (Anzeiger für schweiz. Altertumskunde V, 94.)

Wappenrelief am ehemaligen Zunfthause zu Schmieden und Zimmerleuten in Burgdorf. (Schw Arch. f. Heraldik XVII, 31—33.)

Petersen, Rich. Jens Baggesen og Sofie von Haller. En kaerligheds historie. Med to portraetter. 8°. 188 p. Kobenhavn, Karl Schonbergs Forlag 1902.

Plüß, A. Die Freiherren von Grünenberg und ihre Stellung in der schweiz. Geschichte. Vortrag 8°. 23 S. (S.-Abdr. aus „Oberaargauer", Langenthal.)

Revue historique Vaudoise. Red.: P. Maillefer, E. Mottaz. XIme année, Lausanne.

Darin: J. Cart, L'ancien Evêché de Bâle et son annexion à la France. — E. Burnet, A propos de la cérémonie du 10 janvier 1798. — R. Guyot, Quelques chansons révolutionnaires. — A. Naef, Château de Rolle. — F. Reichlen, Notice sur la Seigneurie et les seigneurs du Vanel. — E. Mottaz, L'assemblée provisoire de 1798 et la France. — H. Voruz, Hans Franz Naegeli à Cully. — A. Langie, Notes sur le jour du Jeûne. — J. Cart, Leurs Excellences de Berne, les pasteurs du Pays de Vaud et la sorcellerie aux 16e et 17e siècles. — G. Favey, Les signaux du Pays de Vaud à la fin du 18e siècle.

Rossat, A. Chants patois jurassiens (Schweiz. Archiv f. Volkskunde VII, 81—101.)

Rossel, A. J.-J. Rousseau et l'Ile de St-Pierre. 8°, 58 p. Moutier, impr. Tripet.

Saige, G. L'éducation du Prince Antoine de Monaco et ses notes de voyage en Italie et en Allemagne (1679—1680). (Journal de Monaco. Das auf Bern bezügliche in Nr. 235, vom 4 August 1903.)

Sammlung bernischer Biographien Hg. vom hist Verein des Kts. Bern. 8°, Bern, Francke.

Heft 34: v. Wurstemberger, H. L. (v. Diesbach). — Ziegler, A. S., S., J., G., L. (W. Ziegler.) — K. Zenn von Münsingen. (Lüdi.) — B. Zenn von Münsingen (Lüdi.) — Neuhaus, J. C. S. (Wäbler.) — Burkhalter, J. (Joß.) — Jonquière, D. (G. Jonquière.) — v. Sellenberg, A. (Anderegg.) — v. Krauchtal, R. (Sterchi.) — Zimmermann, H. (Carpenter.) — Bucher, K. L. (Sterchi.) — Krêne, Th. R. (Sterchi.) — König, S. H. (Blösch.) — König, S. (Günther.)

Schmid, E. Bestellungsbrief Ludwig Sterners als Stadtschreiber von Biel. (Anzeiger für schweiz. Gesch. 1902, S. 100.)

Schröter, C. Der Conflikt der Schweiz mit Napoleon III. 1851/52. (N. Zürch. Ztg. Nr. 212, 219, 223, 225, 226.)

Stammler, J. Die Pflege der Kunst im Kanton Aargau mit bes. Berücksichtigung der ältern Zeit. Jubiläumsgabe der histor. Gesellschaft des Kantons Aargau. 8°. 271 S. mit vielen Illustr. Aarau, Sauerländer.

— Inventare des Münsters in Bern (Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde IV, 217—21.)

Stammler, J. Ein bernischer Säkularisations-Rodel. (Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde V, 56-72.)

Stettler, F. Albrecht Haller als provisorischer Landvogt von Aelen 1762 3. (Berner-Heim.)

Stückelberg, E. A. Archäologisches aus dem Berner Jura. (N. Zürch Ztg. Nr 214.)

Taschenbuch, Neues Berner, auf das Jahr 1903. Hg. von H. Türler. 8°, 294 S. Mit 6 Illustr. Bern, Wyß.

Inhalt: Maria Krebs, Das Berner Freitagsblättlein. — H. Blösch, P. A Stapfer und die Brüder Schnell. H. Kasser, Die Ruine Rorberg. — H. Haag, Erinnerungen aus der Restaurationszeit in Bern: 1) Die Europäische Zeitung 2) Die Falkenaffaire. - G. Grunau, Ein Zeugnis der »Ecole militaire» in Colmar 1785. H. Haag, Das republikanische Gymnasium in Bern. G. Grunau, Bericht des Augenzeugen K. R S. v. Luternau über die Märztage 1798. — L. v. Greyerz, Chamâla (Gedicht). — H. Türler, Kirchliche Verhaltnisse in Biel vor der Reformation. Samuel Joneli und einige Aktenstücke von 1798 und 1800. Zur Geschichte des Bauernkriegs. Ausgaben eines Patriziers bei der Wahl in den Großen Rat und bei Gründung des Hausstandes — W. S v. Mülinen, Die Jagdburg. — K. L. Stettler, Vor der Schultheißenwahl, 1795, Ostermontag Morgen S. Singer, Pamphilus Gengenbach an Karl V. — J. Stadelmann, Die Etymologie des Namens Biel = Bienne. — Berner Chronik 1901/2.

Tobler, G. Zu den Berner Oberländer Unruhen von 1447 (Anz f. schweiz. Gesch. S 149-51)

— **Der Schweizerklubb in Paris.** (Jahrbuch f. schweiz Geschichte 28, 61–85)

Trorler, J. Die „katholisch"-theologische Sakultät an der Hochschule Bern und ihre Vorgeschichte. 8°, 93 S Basel, Basler Volksbl. (S.-A. aus den „Monatrosen", Jahrg. 47.)

Türler, E. A. Das Rüttihubelbad bei Bern und seine Umgebungen. 8°, 32 S. Basel, Birkhäuser.

Türler, H. Der Name Lorraine. (Bund Nr. 57.)

— **Notice historique sur le vignoble de Neuveville.** (Acte de la soc. jurassienne d'émulation.)

— **Briefe und Aktenstücke aus dem Jahr 1845** Sortsetzung. (Helvetia, pol.-lit. Monatsheft der Studentenverbindung Helvetia XXII, Nr. 7/8.)

— **Aus den Anfängen der Photographie** (Bund, Nr. 304.)

Valentin, A. Die Schutzmaßregeln der Berner Behörden während der Pest in Marseille 1720/22. (Bund Nr. 264—266.)

Vetter, F. Ueber die angeblich im J. 1522 aufgeführten beiden Sastnachtspiele Niklaus Manuels. (Beiträge zur deutschen Sprache und Literatur von Sievers, XXIX, Heft 1.)

Wegeli, R. Wolfs- und Bärenjagd in der Landschaft Saanen. (Anzeiger für schweiz Altertumskunde V, 72.)

Wiedmer, J. Ein seltsamer Sund in der röm. Ansiedlung von Bollodingen. (Anzeiger für schweiz. Altertumskunde V, 96)

Wind, A. Geschichte des Kts. Aargau. 8°, 125 S. Baden, Umbricht.

Zschokke, E. Geschichte des Aargaus. Historische Sestschrift. 8°, 342 S. Aarau, Sauerländer.

Züricher, G. Kinderlied und Kinderspiel im Kant. Bern. Volksausgabe 8°, IV, 256 S. Bern, Francke.

— **Hausinschriften aus dem Berner Oberland.** (Schweiz. Archiv f. Volkskunde VII, 53-56).

— und **Reinhard, M.** Allerhand Aberglauben aus dem Kant. Bern. (Schweiz. Archiv für Volkskunde VII, 131—142.)